13. HEFT. 25. MAERZ. 1909.

# Krieg?

Von

* * *

Auf der unteren Donau brausen die Eisschollen dem Meere zu, auf den Balkanpässen schmilzt der Schnee. Das sind die Tage, in denen sich dort unten fast immer die Frage, ob Krieg ob Frieden, entscheidet. Sind die Felder einmal bestellt, dann läßt der Balkanbauer die Ernte nicht leicht verfaulen (und neun Zehntel aller Serben nährt der Ackerbau). Eine lange Verschleppung des Streites ist unmöglich. Sie wäre für Österreich kostspieliger als der Krieg. Entweder Serbien rüstet ab, oder die österreichisch-ungarischen Divisionen brechen in das Königreich ein.

Gibt es für beide Teile noch ein Zurück? Seitdem Kaiser Franz Joseph zur „Schaffung einer klaren, unzweideutigen Rechtsstellung" die Rechte seiner Souveränität auf Bosnien und Herzegowina erstreckt hat, also länger als ein halbes Jahr schon dauert die Kriegshetze. Der angeblich so friedliebende Minister des Auswärtigen, Dr. Milowan Milowanowitsch, erklärte im serbischen Parlament: „Mit der Besitzergreifung Bosniens und der Herzegowina drängt Österreich-Ungarn dem ganzen Serbentum in einer näheren oder ferneren Zukunft einen Riesenkampf auf Leben und Tod auf." Kann er jetzt noch die mit allen Mitteln aufgestachelte Volkswut wieder in die ruhige Bahn zurückreißen?

Täglich kommen neue Gewehre, Kanonen, Munition. Rußland sorgt dafür, daß das Kriegsmaterial rechtzeitig im Reiche Peters eintreffe. Nachdem Österreich bei der

Türkei das Verbot der Waffendurchfuhr von Saloniki aus endlich durchgesetzt hat, mußte Bulgarien auf einen russischen Wink seine Bahnen dazu hergeben. Wird Rußland, ehe es zu spät ist, den Serben und Montenegrinern ein strenges Halt zurufen oder auch nur zurufen wollen? Ohne die sichere Hoffnung auf die frühere oder spätere Intervention Rußlands hätten die drei Millionen Serben in den beiden kleinen Reichen die Kriegsdrohung gegen die Habsburger-Monarchie nie gewagt. Dem Spruch der Großmächte erklärte Serbien sich fügen zu wollen, aber nur in der Erwartung, daß ihm Rußlands Doppelzüngigkeit jede erwünschte Auslegung gestatten werde.

Und selbst wenn Iswolski, der nur zu gut weiß, daß die Revolution noch unter der Asche glimmt und daß die russische Heeresreorganisation kaum erst begonnen hat, den Serben jetzt klipp und klar jede Hilfe kündigen wollte — ob die Verzweifelten für ihn noch Ohren hätten? Sie hoffen, in höchster Bedrängnis diese Hilfe sich zu erzwingen; wie 1875 die Volksleidenschaft Rußland unmittelbar nach dem serbisch-türkischen Krieg in den Türkenkrieg trieb, so erwarten sie, daß ein serbisch-österreichischer Krieg einen russisch-österreichischen gebären werde. Die russische Diplomatie fängt die Serben immer wieder in ihrem Garn, so oft sie sie auch schon um die Siegesbeute betrogen hat. Auch nach Mukden kann sie sich nicht daran gewöhnen, daß ihre alte europäische Schiedsrichterherrlichkeit vorüber ist, und sie kostet jetzt mit widerlichem Behagen die Situation aus, die Europas Wohl und Wehe wieder einmal in ihre Hand gegeben hat, weil sie als Schildwache vor dem Pulverfaß steht.

Österreich-Ungarn hat den längst mit Geld und Blut erworbenen, sicheren Besitz von Bosnien und der Herzegowina von der Türkei jetzt noch einmal für zweieinhalb Millionen türkische Pfund erkauft. Es kann nur zu einer Konferenz gehen, die diesen Besitz ohne Debatte anerkennt. Nachdem Iswolski aber mit liebenswürdiger Zweideutigkeit auch nach dem österreichisch-türkischen Übereinkommen noch einmal vorgeschlagen hat, die Annexion auf der Konferenz zu „beraten", möchte Serbien, daß diese Konferenz gleich die Autonomie dieser beiden österreichischen Provinzen dekretiere. Das kleine Serbien verlangt von der Großmacht Österreich-Ungarn also schlicht, daß es für all seine Menschenopfer, für all seine Millionen und für seine dreißigjährige Kulturarbeit sich nur mit dem Recht begnüge, das zukünftige Großserbien langsam und sicher vorzubereiten. Ein Österreich, das seiner Machtstellung auf dem Balkan entsagen wollte, wäre im Südosten ein toter Stumpf.

Gewiß, das in fünf Teile zerrissene Serbenvolk, das schon in hundert Schlachten für seine Unabhängigkeit geblutet hat, ist eines der unglückseligsten Völker der Erde; solange es bestehen wird, werden sich seine Splitter zusammensehnen. Nur zu begreiflich, daß gerade im Zeitalter der nationalen Widergeburt so vieler Staaten diese Sehnsucht am heißesten brennt. Gewiß, Serbien, das keinen direkten Zutritt zum Meere hat, ist in drückender wirtschaftlicher Abhängigkeit von seinen mächtigen Nach-

barn: Österreich-Ungarn und der Türkei. Gerade in dieser letzten Hinsicht könnte das bewaffnete Bauernvolk selbst bei den magyarischen Agrariern wohl manche Erleichterung seines Lebens durchsetzen. Aber es ist kindlich, Österreich zuzumuten, es solle dem schwer heimgesuchten Volk selbstlose Samariterdienste leisten. Es solle den Chirurgen spielen, der all die schweren Gliederverrenkungen der Weltgeschichte wieder einrichtet und obendrein noch aus seiner Tasche die teure Heilung bezahlt.*) Wer in der Politik auf Sentimentalität baut, der hat am schlechtesten gebaut.

Verzichtet Serbien auf diese Traumwünsche, auf diese unmöglichen Forderungen nicht, entsagt es ihnen nicht bündig vor Europa auch für späterhin, dann muß Österreich-Ungarn losschlagen. Zu einer förmlichen Erklärung in Wien selbst, die die serbische Dynastie und Regierung daheim der Volksrache preisgeben würde, wird man es nicht pressen wollen. Italiens Vermittelungsvorschlag ist für alle annehmbar. Ist es aber zum Frieden schon zu spät, dann hätte Erzherzog Ferdinand recht behalten, der schon im Oktober die Entscheidung herbeiführen wollte, als Serbiens Waffenkleid nichts als Löcher hatte und ein Feldzug gegen das krieggewohnte Volk zwar nicht „mit einer Musikbande und einer Kompagnie," aber immerhin schnell beendet werden konnte.

So unfruchtbar dieser Konflikt ist, für die innere Politik Österreich-Ungarns könnte er von heilsamster Wirkung sein. Ganz abgesehen davon, daß diese Aktion nach langer Zeit wieder die Kraftquellen beider Reichshälften in ein Becken leitet und das Gefühl der Zusammengehörigkeit neu erweckt, muß sie auch die Stellung der Deutschen in Cisleithanien stärken. Gegenüber der Reichsverdrossenheit der Tschechen und ihrer Trabanten wird die unbedingte Zuverlässigkeit der Deutschen wieder zutage kommen: Um Bosniens und der Herzegowina willen, gegen deren Besetzung sie sich bis zur Bewußtlosigkeit spreizten, haben die Deutschen in Österreich mit dem Zusammenbruch der liberalen Linken ihre Hegemonie eingebüßt. Vielleicht erobern sie sich jetzt durch gereifte politische Einsicht und durch ihre Opferfreudigkeit ein gut Teil der früheren Macht zurück.

Noch eins. Die deutschen Staatsmänner könnten die gefahrvolle Sache Österreichs nicht mit so unerschütterlichem Vertrauen zu der ihrigen machen, besäßen sie nicht Bürgschaften dafür, daß die österreichischen Machthaber von ihrer verhängnisvollen Mißtrauenspolitik gegenüber den Deutschen im eigenen Lande endlich ablassen, und diesen den Einfluß gewähren wollen, der ihrer kulturellen Kraft und ihren Verdiensten um den Aufbau und die Sicherung des Staates gebührt.

Eine Ungeheuerlichkeit ist es, wenn in dieser Zeit, in der das deutsche Reich mit unanzweifelbarer Treue und entschlossener Bereitschaft hinter dem vereinsamten Österreich steht, die Pöbelangriffe gegen die Deutschen Prags sich noch immer Sonntag

*) Vgl. Dr. Wladan Georgewitsch, Die serbische Frage. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

für Sonntag wiederholen dürfen. Die österreichische Regierung spräche sich selbst das Urteil, wenn sie sogar in diesem Augenblick der Bedrohung von außen nicht den Willen und die Kraft aufbrächte, im Innern die Deutschen vor roher Gewalt zu schützen.

Wie auch immer die Auseinandersetzung zwischen dem Habsburgerreich und dem von so vielen gnädigen Herrn protegierten Kleinstaat sich entscheiden möge, sie hat die beiden großen Militärmächte, die aufeinander noch lange angewiesen sein werden, noch näher verschwistert. Ihr ehernes Zusammengehen wird manches Gelüst zum Angriff, manchen boshaften Plan zertreten. Wenn es zum Kriege kommt, dann wird er nur eine draurige Züchtigung des von Rußland verleiteten Serbenvolks sein. Kommt es nicht tum Kriege, dann hat Deutschland in dieser schwülen Zeit den Vorteil gewonnen, zaß sein Bundesgenosse angesichts der möglichen Gefahren seine Rüstung, die ihm von Slawen und Magyaren so lange Zeit knapp genug bemessen worden war, schnell ergänzt und seinen Bündniswert beträchtlich erhöht hat.

---

# Die elsässische Frage.

## Eine Schlußbetrachtung.

Von

Otto Flake.

### III.

Wie im Anfang hervorgehoben wurde, sind neuerdings auch von deutscher Seite*) Stimmen laut geworden, die das Eingeständnis verkündeten, daß der Sieger seine neuen Provinzen übernommen habe, ohne die wahren Verhältnisse zu ahnen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung Rechtsanwalt Dr. Rulands Schrift, „Deutschtum und Franzosentum in Elsaß-Lothringen. Eine Kulturfrage". (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1908), die, von einem Mann völlig unzweifelhafter deutscher Richtung und mit langen Erfahrungen in den politischen Stürmen geschrieben, geeignet ist, die Leser in Altdeutschland in die Frage einzuführen. Ruland gibt die „grundfalsche Anschauung', die er wie seine Landsleute vom Elsaß gehabt haben, offen zu. „Elsaß und Deutsch-Lothringen

*) Außer der schon genannten Schrift Karl Grubers sei hier Professor Werner Wittichs Abhandlung „Deutschland und französische Kultur im Elsaß" hervorgehoben. (Illustrierte Elsässische Rundschau II, 1900).

waren im Jahre 1870, kulturell gedacht, keine deutschen Länder mehr. Vielmehr waren sie in dem französischen Vaterlandsgedanken aufgegangen . . Trotz aller unleugbaren Fortschritte des Deutschtums ist das Land noch nicht deutsch im kulturellen Sinne, geschweige denn im Sinne des Vaterlandsgedankens geworden. Alle politischen und kulturellen Maßregeln, die deutscherseits von einem entgegengesetzten Standpunkte ausgegangen sind, waren verfehlt und sind heute noch verfehlt! Diese Erkenntnis mag für uns hart sein, zumal sie zu der mephistophelischen Schlußfolgerung führt: „Ein großer Aufwand, schmählich, ist vertan!" Allein, was hilfts, es ist die nackte Wahrheit und wir müssen dem ‚Jungen Elsaß' dankbar sein, daß es uns nicht nur diese Wahrheit sagt, sondern uns auch noch von ihr überzeugt! Ich selbst habe lange Jahre in dem erwähnten Irrtum gelebt und — habe manchem meiner politischen Gegner unrecht getan!"

Damit ist erreicht, was unerläßlich war, sollte mit einer Besserung Ernst gemacht werden: das Zugeständnis der eingewanderten Deutschen, daß es überhaupt eine elsässische Frage gibt, daß falsche Maßregeln ergriffen worden sind, daß das Problem nicht ohne weiteres ein rein politisches der Zugehörigkeit ist.

Nun zu den Elsässern selbst. Wenn auch weder der deutsche Kulturgedanke noch der deutsche Vaterlandsgedanke bis heute Boden haben gewinnen können, so gab es doch eine Überlegung, der sich die Gleichgültigsten unter ihnen nicht mehr entziehen können: es ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß wir wieder vom deutschen Reiche losgetrennt werden, und zu dieser schwerwiegenden Tatsache müssen wir eine Stellung finden: es kann so nicht weiter gehen. Neben dem Gefühl, das nie schwankte, welcher Seite es sich zuneigen sollte, konnte auf die Dauer die Logik nicht unterdrückt werden. Den Mut zu ihr besaß der Kolmarer Joseph Fleurent, als er in der Pariser „Revue politique et parlamentaire" im Februar 1907 seinen seither so vielbesprochenen Aufsatz „L'idée de patrie en Alsace" veröffentlichte. Es ist eine rein „soziologische" Studie, die, unbekümmert um Resultate, Ideen gegeneinander abwägt. Der heutige Elsässer, führt Fleurent aus, hat kein Vaterland im national-kulturellen Sinne mehr, kein größeres Ganze, an das er sich anschließt. Er schwebt in der Mitte, sein Fühlen und Denken, seine geistigen Kräfte werden dadurch lau, schwach, kraftlos. „Il est impossible d'être Alsacien seulement, il faut être Alsacien et Allemand ou Alsacien et Français . . Il est impossible à une province de se passer de patrie intellectuelle, de centre reconnu, auquel elle pourra puiser ses idées, vivifier sa tradition et ses moeurs. Separée de la France, le contact avec sa vie lui devient de jour en jour plus difficile. . . Il me semble qu'on peut déjà maintenant constater une certaine baisse dans la civilisation. La bourgeoisie est parfaitement indifférente aux choses de l'esprit; elle a une incuriosité encore plus grande qu'ailleurs. ."

Diese Sätze lassen nicht verkennen, was im Grunde der Ausweg ist, den die besten, die geistig regsamsten unter den Elsässern einzuschlagen versuchen, um zwischen den beiden großen Kulturen wenigstens zu einer eigenen zu gelangen: eine Sackgasse. Es

wäre an sich nicht undenkbar, daß dieses Zwischenland, wenn es politisch selbständig, etwa ein neutraler Staat wäre, eine gewisse Eigenart ausbilden könnte, derart, daß ein etwas gesteigertes Provinzleben erzeugt würde, dessen Träger die vom französischen und teilweise vom deutschen Nachbar übernommenen Anregungen noch einmal reflektierten, ja die im besten Fall es bis zur literarischen und künstlerischen Blüte der Wallonen brächten. Das wäre nicht uninteressant und nicht unmöglich, wenn sich auch erst lange, lange Entwicklungen vollziehen und zunächst die Fragen der Staatssprache und des Glaubens entscheiden müßten. Aber dieses Ziel ist eine Utopie, weil ihm die Voraussetzung, die politische Selbständigkeit, fehlt und immer fehlen wird. Und ein neuer, völliger Kurswechsel muß diesem so hin- und hergeworfenen Lande erspart werden. Heute aber treibt der Elsässer, soweit er sich noch für geistige Kultur interessiert, Inzucht. Instruktiv ist die Richtung, die der Mittelpunkt der geistigen Elite, die Revue alsacienne illustrée (Illustrierte elsässische Rundschau) einschlägt. Dieses Organ, das Muster einer vornehmen Heimatskunstzeitschrift, ist notwendig nach rückwärts gerichtet: in der (französischen) Vergangenheit wurzelt seine Liebe, seine außerordentliche Pietät, seine starken Erinnerungen, und so aufmerksam es auch die jungen Maler und Künstler stützt, es sucht dabei doch immer die Verbindung mit dieser Vergangenheit aufrechtzuerhalten: der Blick auf die Zukunft fehlt, ich meine das ausgeprägte, starke, unbekümmerte Ziel, der Wille zur Entfaltung.

Nein, jene von Fleurent erkannte Logik der Verhältnisse ist unaufhaltsam. Sie ist inzwischen auch von anderen Elsässern anerkannt worden. René Prévôt*) schreibt: „Laßt uns dieser unsrer Zwitterstellung aus klar erschauter Wesenstiefe endlich bewußter werden", und Lucien Pfleger:**) „Die Dinge gehen doch ihren Gang, unbehindert von dem Machtwort allzuweiser Schreiber: ich glaube, Fleurent hat recht."

In den vorgeschrittensten Elsässern also lebt die Überzeugung, daß es das beste ist, sich mit dem Gedanken einer Annahme des deutschen Vaterlandsgedankens vertraut zu machen, in den vorgeschrittensten Deutschen die Überzeugung, daß die elsässische Frage anders als bisher angefaßt werden muß. Das aber ist die Lösung der Krisis, die sich nicht mehr aufhalten lassen wird, sobald die Annäherung beider Parteien sich auch auf die weiteren Schichten ausbreitet. Ihr Gelingen aber hängt von der deutschen Seite ab. In gewissem Sinne also durfte gesagt werden, die elsässische Frage sei heute schon gelöst. Nur greife man diesen Satz nicht heraus und ziehe keine voreiligen Schlüsse.

Alles hat erst noch zu geschehen. Auch die Macht der Logik hat ihre Grenzen. Ruland z. B. erwartet mehr von ihr, als möglich sein wird. Er erweitert seine Untersuchung zu einer Darstellung der materiellen Entwicklung des Landes unter deutscher Herrschaft, zieht die Statistik im weitesten Maße heran, beweist den Elsässern, wieviel

*) Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsaß. W. Süßerott, Berlin 1907.
**) Der Tag, 2. August 1907.

Kilometer mehr Eisenbahn sie heute als zu Napoleons III. Zeit haben, was die Post, die Stauweiher, die Schule für Fortschritte gemacht haben. Man darf solche „Pioniere des Deutschtums" nicht überschätzen. Wessen Herz unwillig ist, der liest diese Zahlen und verhärtet sich doch so lange gegen sie, als er nicht freiwillig anerkennen will. Darum wurde hier auch keine Apologie der deutschen Verwaltung gegeben. Die Grenzen dieser Machtmittel hat Professor Wittich jüngst in einem viel bemerkten Aufsatz der Illustr. Elsäss. Rundschau (1909, 1. Heft), „Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß" *) dargelegt. Die Germanisation hat eingesetzt, was sie einzusetzen hatte, mit dem bekannten Erfolg, weil sie bewußt, immer mit der Erwartung der sofortigen Wirkung arbeitete, statt der Zeit und der Macht der Verhältnisse alles zu überlassen und nur für die Einhaltung der großen Linien zu sorgen.

Diese großen Linien sind: die unzweifelhafte Zugehörigkeit des Elsasses zum Deutschen Reich, die Gleichstellung seiner Einwohner, ungeachtet ob sie Altelsässer oder Neuelsässer, also Neudeutsche oder Altdeutsche sind. Wenn der Deutsche nicht hätte germanisieren wollen, wäre heute das Land (im wesentlichen) germanisiert. So wird es erst in zwei Generationen so weit sein, vorausgesetzt daß die neue Auffassung bald in Wirklichkeit umgesetzt wird. Die Mittel aber sind außerordentlich einfach: Zurückhaltung, Takt, Gerechtigkeit. Die letztere ist am einfachsten herzustellen, weil sie durch einen Namenszug zu erreichen ist: die Gleichstellung der Elsässer mit den übrigen Deutschen, des Elsasses mit den übrigen Bundesstaaten, die Aufhebung der Reichskuratel. Sie wird den Elsässern, die schließlich keine Tschechen von tatarischer Kulturlosigkeit und Pöbelhaftigkeit sind, den guten Willen der Regierung zeigen, zugleich aber — und das sollte dieser den Schritt erleichtern — ihnen auch die endgültige Einverleibung in das Deutsche Reich und Kulturgebiet dokumentieren. Von diesem Entschluß hängt alles ab. Für unbeteiligte Leute ist die Politik manchmal ein Rätsel, ein Schieben mit imaginären Hindernissen, eine Berücksichtigung imaginärer Bedenken. Es kommt immer nur auf die großen Linien an, auf Festsetzung des Maximums und Minimums, worin auch die Natürlichkeit des Bismarckischen Handelns bestand. Bedenken religiöser Art etwa dürften einen solchen Schritt nicht beeinflussen. Als ob nicht jeder andere unserer Bundesstaaten solche internen Kämpfe ohne Gefährdung seiner Zugehörigkeit zum Reiche zu bestehen hätte! Heute besitzt das Land eine so zahlreiche altdeutsche Bevölkerung, daß irgendwelche ausschließenden Bestrebungen der Einheimischen nicht zu befürchten sind.

Die beiden anderen notwendigen Eigenschaften, Zurückhaltung und Takt, werden vorderhand noch schwerer fallen, wenigstens im täglichen Leben der einzelnen, aber auch da ist alles nur eine Frage der Zeit. Mit jedem Jahr fühlt sich der Deutsche mehr als moderner Mensch, gewinnt er an Kultiviertheit, verliert er an den Eigenschaften aus

*) Auch als Broschüre erschienen.

der Kleinstaatzeit her: Einmischung und Aufdrängen. Die nächste Aufgabe ist, in der elsässischen Bevölkerung das Gefühl für die Notwendigkeit des Anschlusses an Deutschland zu stärken, und das erreicht man dadurch, daß nicht seine Züchtung versucht wird. Ist erst einmal die Bereitwilligkeit größer geworden, dann erlangen auch die äußeren Machtmittel des Staates, seine Pflege von Schule, Landbau, Verkehrsmitteln usw. Bedeutung, dann wird, und ich bin darin einer Meinung mit den jüngsten Ausführungen Professor Wittichs, die äußere Zugehörigkeit, die ja Tausende von Beziehungen im täglichen Leben bedingt, auch die innere langsam, unmerklich erzeugen.

Das wird das Ende der elsässischen Frage sein. Aber es sei noch einmal betont, der Weg ist lang und bei unserem deutschen Charakter schwierig. Vor allem muß das stärkste Hindernis der Versöhnung, die Abneigung des elsässischen Familienlebens gegen die Berührung mit dem deutschen, beachtet werden; die Elsässerin der höheren Schichten ist völlig in französischen Auffassungen aufgegangen. Es wird wohl viel Wasser den Rhein hinunterfließen, ehe das Endziel erreicht ist.

Ich habe meine Ausführungen eine Schlußbetrachtung genannt, weil ich der Überzeugung bin, daß nunmehr die Schriftsteller erreicht haben, was sie suchten: die Zurückführung der elsässischen Frage auf die Grundideen, die immer allein eine Bewegung ausmachen. Da die lang entbehrte Klarheit nun gefunden ist, überlassen wir das Problem, an dessen Lösung wir glauben, sich selbst. Je weniger man von ihm in Zukunft hören wird, um so verheißungsvoller.

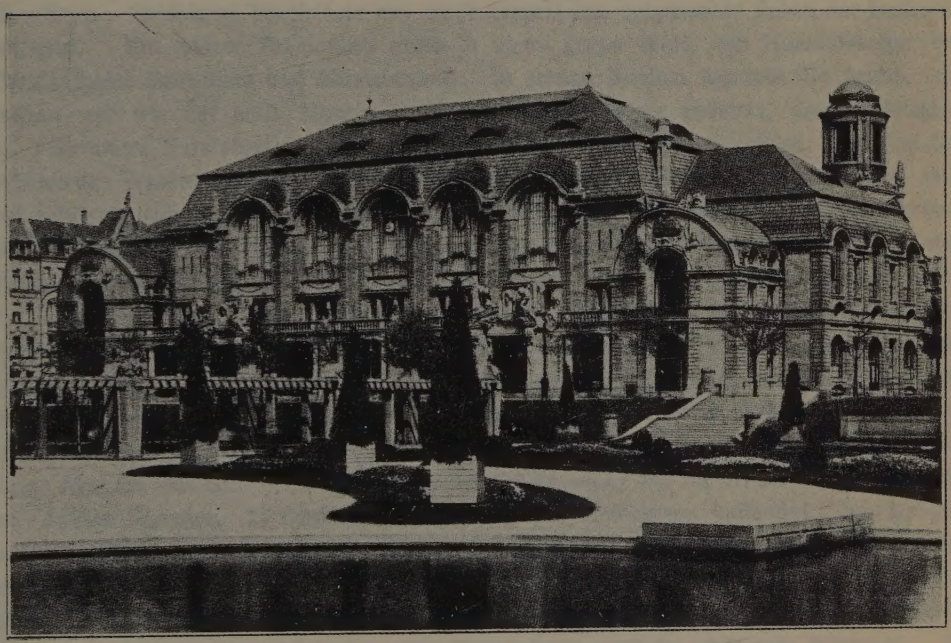
---

# Matkowskys Tod.

Von

Paul Wiegler.

Sein Letztes bleibt der sophokleische Ödipus, den er mit dem Atem des Verhängnisses beschwingte. Von innerster Qual sprachen die Augen, die unsichtbare Tränen weinten, die durchfurchten Züge, betroffen hielt man vor diesem Bild eines auf den Tod Verwundeten. Abend für Abend gab er dann, im Lehnstuhl sitzend, den Ritter in Wildenbruchs waffenlautem Stück. Er mußte vom Harnisch befreit werden, Als Götz versuchte er den Rest seiner Kraft. Bei den Proben hinderte ihn die Ermüdung. Siech, schwerfällig stand er nachts, wenn die Leute aus dem Theater gingen. am Gendarmenmarkt, um seine Frau abzuholen. Wenn ihn jemand begrüßte, erschrak er. „Ich darf ja noch keine große Rolle spielen", flüsterte er tonlos. Er ließ sich zu neuer Kur bereden, er entschloß sich zur Abreise. Die Sanatorien sollten ihm helfen, ein Elektropath und wieder Sanatorien. Als er dumpf und matt den fünf-



BRUNO SCHMITZ / FESTHALLE IN MANNHEIM

zigsten Geburtstag gefeiert hatte, ist er in der Gestalt des Orest zurückgekehrt. Der Wille, der umsonst sich aufbäumte, zerbrach, das schwelende Feuer erlosch. Durch das Haus hallte die Klage eines Taumelnden, „dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt". Drei Monate währte die Agonie. Er muß gestorben sein wie Robert Guiskard, der „gekrümmte Tiger", der im Fiebertraum die Zinne von Konstantinopel vor sich sieht.

Mit ihm starb der deutschen Tragödie das, was die Ästhetiker die Größe der leidenden Person nennen oder das Kontrastgefühl des Unterganges, die Illusion des Singulären. Gesteigert brachte er uns noch einmal das beherrschte Toben der Instinkte entgegen. Ein naiver Tatmensch ragte in unsre graue Welt, ein Harmonischer beglückte unsre Schwäche und Zerrissenheit. In seinen Blicken flammte die Sonne, sein Lachen war wie der helle Morgen. Wer in Trauer seiner gedenkt, den umdrängen die rührenden Vorstellungen der Sage. Er schritt daher wie Siegfried, der das Geheimnis des Waldes versteht, oder wie Volker, der treue. Zärtlich war sein Sinn, stolz und schlicht, von Melancholie umwoben. Kaum, daß ihm in der Entfaltung bewußt ward, welche Lasten seine Schultern trugen. Er tollte sich in Dramen, die andern eine Mühsal waren, leicht und unbesorgt. Wo seine Vorgänger erstarrten, hob er sich erst zum Siegesflug. Auf seine phantastischen, vom Leben berauschten Carlos und Mortimer folgten seine Helden, wie Statuen anzuschauen in ihrer drohenden und milden Schönheit. Ein Wunderland öffnete sich: sein Shakespeare, in dessen Tyrannen und geheiligte Könige sein Blut strömte. Sein Coriolan, sein Marc Anton, sein Macbeth ließen uns erglühen und erbleichen. Diese Stirn war prädestiniert für die Krone, dieser Arm für das Schwert. Dann aber fand Matkowsky wie im Traum den Dramatiker des dritten Reiches, in dem sich die Vision vom Heldentum vollendet, der Kronen und Schwerter zerschlug. Und zaudernd, von höchsten Ahnungen, von erstem Sehnen nach Frieden befallen, wurde er Kandaules, der an der Grenze steht. Es wiederholte sich die Wandlung, mit der sein einst maßloser, nun in edler Parsifaltorheit geläuterte Sigismund erschütterte. Die Melancholie vertiefte sich zum Schmerz. In den Jaromir sogar, die stürmischste Explosion dieses späteren Matkowsky, schlich sich ein Ton erlösungssüchtiger Menschheit. Bis aus dem Grübler Wallenstein die objektive Ruhe eines Schöpfers mit kindlicher Seele sprach, der über sich selbst hinausgewachsen war und gefestigt sein Schicksal erwartete.

Hundert Zungen haben den „Genialischen", seine Macht und Naivetät bespöttelt. Er war stürmisch und schamhaft wie Kleist, der Dichter, dessen Wesen er mit unvergleichlicher Intuition erfaßt hat. Sein Trotz hat die Jugend einer ganzen Zeit bewegt. Das romantische Preußen hat seinen Herold verloren. Ein Hamlet liegt auf der Bahre, doch kein Fortinbras ist da, der ihm die gebührenden Ehren erweist.

# Bruder Jucundus.

Novelle

von

Anatole France.

Autorisierte Verdeutschung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

(Schluß.)

Als Bruder Jucundus von seinem Gerüst herabstieg und den Kreuzgang und das Beinhaus durchschritt, kniete das Volk, wo er vorüberkam, nieder. Die Weiber gaben ihm ihre Kindlein, daß er sie segnete, oder reichten ihm Münzen und Rosenkränze, daß er sie berührte. Etliche rissen Fäden aus seiner Kutte, vermeinend, daß sie genäsen, wenn sie sie wie Reliquien auf die schmerzhaften Stellen legten. Guillaumette Dyonis folgte dem frommen Vater ebenso leicht, als ob sie ihn mit ihren leiblichen Augen sähe. Simone la Bardine schleppte sich schluchzend hinterdrein. Sie hatte ihre gehörnte Haube abgelegt und sich ein Taschentuch um den Kopf geknüpft.

Also schritten sie zu Dritt durch die Gassen, auf denen Männer und Weiber, die von der Predigt kamen, Feuer vor ihren Häusern entzündeten, um ihren Kopfputz und die Alraunenwurzeln darin zu verbrennen. Doch als Bruder Jucundus bis zum Flusse gelangt war, setzte er sich unter eine Ulme, und Guillaumette Dyonis trat auf ihn zu und sprach:

„Frommer Vater, durch Offenbarung erfuhr ich, daß Ihr in dies Königreich gekommen seid, um Frieden und Eintracht darin wiederherzustellen. Ich habe selbst mancherlei Offenbarungen über den Frieden des Landes empfangen."

Dann sprach Simone la Bardine also:

„Bruder Jucundus, ich wohnte in einem eigenen Haus in der Rue Saint-Antoine nahe der Place Baudet, welches das schönste und reichste Viertel von Paris ist. Ich hatte ein Schlafzimmer, mit Matten belegt, Truhen voll Brokatstoff und Kleider, mit Grauwerk verbrämt, drei Laden voll. Ich hatte ein Federbett, eine Tresur*) mit Zinngerät geziert, und ein kleines Buch, darinnen man die Geschichte unseres Heilandes abgebildet sah. Doch seit den Kriegen und Plünderungen, welche das Reich zerrütten, verlor ich alles. Die Buhler kommen nicht mehr zur Kurzweil nach der Place Baudet. Doch die Wölfe kommen, um die kleinen Kinder zu fressen. Die Burgunder und die Engländer sind ebenso schlimm wie die Armagnacs. Soll ich Euch begleiten?"

Der Mönch blickte die beiden Mädchen eine Weile lang schweigend an. Und in der Meinung, daß Jesus Christus sie ihm selbst zugeführt hätte, nahm er sie als Büßerinnen an, und fortan folgten sie ihm allerorten, wohin er ging.

*) Kredenztisch. D. Ü.

Jedweden Tag predigte er dem Volke, bald bei den Unschuldigen, bald an der Porte Saint-Honoré oder in den Hallen. Doch er verließ die Stadtgrenze nicht, von wegen der Armagnacs, die das ganze Land rings um die Stadt durchstreiften. Durch sein Wort bekehrte er die Seelen zur Frömmigkeit. Und nach der vierten Predigt, die er in Paris hielt, nahm er zu Büßerinnen Jeanette Chastenier, das Weib eines Tuchhändlers am Pont au Change, und eine andere Frau, namens Opportuna Jadoin, welche die Kranken im Spital pflegte und nicht mehr jung war. Desgleichen nahm er in seine Gemeinschaft einen Gärtner der Bischoftsstadt auf, einen Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren, namens Robin, welcher an Händen und Füßen die Nägelmale der Kreuzigung trug und an allen Gliedern von heftigem Zucken befallen ward. Dieser Knabe sah die Heilige Jungfrau leibhaftig, hörte sie sprechen und roch die Düfte ihres glorreichen Körpers. Sie hatte ihn mit einer Botschaft für den Regenten von England und den Herzog von Burgund betraut.

Inzwischen drang das Heer des Herrn Karl von Valois in die Stadt Saint-Denis ein. Und fortan wagte niemand mehr vor die Stadt zu gehen, um Trauben zu ernten, noch in die Gemüsegärten, welche die Ebene nördlich der Stadt bedeckten. Die Teurung ward groß. Die Einwohner von Paris litten grausam. Und sie waren sehr aufgebracht, dieweil sie sich verraten wähnten. In der Tat hieß es, daß gewisse Leute, insonderheit Mönche, von Herrn Karl von Valois bestochen seien und auf den Augenblick harrten, um Unruhen zu stiften und den Feind in einer Stunde des Schreckens und der Verwirrung in die Stadt zu lassen. Von diesem Gedanken verfolgt, der vielleicht nicht ganz falsch war, gingen die Bürger, die auf den Wällen Wacht hielten, hart um mit allen verdächtig aussehenden Leuten, die sie nahe bei den Toren fanden und die sie auf die geringsten Anzeichen hin beargwöhnten, daß sie den Armagnacs Zeichen gäben.

Am Donnerstag, den 8. September, erwachten die Bewohner von Paris ohne Furcht, vor dem nächsten Tage angegriffen zu werden. An diesem Tage, dem 8. September, feierte man nämlich Mariä Geburt, und es war Brauch beider Parteien, die das Königreich zerrissen, die Feste unsres Heilands und seiner seligen Mutter zu achten.

An diesem heiligen Tage also vernahmen die Pariser beim Verlassen der Messe, daß die Armagnacs ungeachtet der Heiligkeit des Festes vor die Porte Saint-Honoré gerückt seien und das Bollwerk, das dieses Tor schützte, in Brand gesteckt hätten. Und man meldete, daß die Leute des Herrn Karl von Valois zur Stunde mit Bruder Richard und der Jungfrau Johanna auf dem Schweinemarkt stünden. Am Nachmittag vernahm man durch die ganze Stadt und auf beiden Flußufern den Ruf: „Rette sich wer kann! Der Feind ist eingedrungen! Alles ist verloren!“ Dies Geschrei drang bis in die Kirchen, wo die Frommen die Vesper sangen. Sie flohen entsetzt und liefen in ihre Häuser, um sich zu verbergen. Die aber, welche gerufen hatten, waren Sendlinge des Herrn Karl von Valois. Und fürwahr, im nämlichen Augenblick stürmte die Kompagnie des Marschalls de Rais die Mauer nahe bei der Porte Saint-Honoré. Die Armagnacs hatten in Karren große Reisigbündel und

Hürden mitgeführt, um die Gräben auszufüllen, und mehr denn sechshundert Leitern zum Erklettern der Mauer. Die Jungfrau Johanna, welche mit nichten so war, wie die Burgundischen wähnten, denn sie führte im Gegenteil ein erbauliches Leben und einen keuschen Wandel, saß ab und stieg als erste in einen Graben, der leicht zu durchschreiten war, denn er war trocken. Doch alsbald war man den Pfeilen und Schleuderkugeln ausgesetzt, die dicht von den Mauern herabregneten. Und man hatte vor sich einen zweiten Graben, der war breit und voll Wassers. Darob waren die Jungfrau Johanna und die Krieger sehr verlegen. Johanna stieß ihre Lanze in den zweiten Graben und rief, man solle Reisigbündel hineinwerfen.

In der Stadt hörte man die Kanonen donnern; die Bürger liefen durch alle Straßen, halb gewappnet, nach ihren Posten auf den Wällen und rannten die kleinen Kinder um. Ketten wurden gespannt und Barrikaden errichtet. Getümmel und Verwirrung war allerorten.

Doch weder Bruder Jucundus noch seine Büßerinnen wurden es gewahr, denn sie sorgten sich nur um himmlische Dinge und sahen das eitle Treiben der Menschen nur für ein Spiel an. Sie zogen durch die Straßen, das „Veni creator Spiritus" singend, und riefen: „Betet! Die Zeiten sind nahe!"

Also schritten sie in schöner Ordnung die Rue Saint-Antoine hinunter, die von Männern, Weibern und Kindern erfüllt war. Zur Place Baudet gelangt, brach sich Bruder Jucundus Bahn durch die Menge und stieg auf einen großen Stein, der an der Türe des „Gasthofes zur Sau" war und den Herr Florimond Lecoq, der Gastwirt, zu benutzen pflegte, wenn er sein Maultier bestieg. Herr Florimond Lecoq aber war Sergent im Châtelet und gehörte zur Partei der Engländer.

Und Bruder Jucundus predigte dem Volke vom Steine der Sau herab und sprach also:

„Säet, Ihr guten Leute, säet Bohnen in Fülle, denn der, der da kommen wird, wird bald kommen."

Mit den Bohnen, die gesät werden sollten, meinte der gute Bruder die frommen Werke, die es sich zu vollbringen geziemte, bevor unser Heiland auf den Wolken käme, um die Lebenden und die Toten zu richten. Diese Werke aber sollten unverzüglich gesät werden, denn bald würde die Ernte sein. Guillaumette Dyonis, Simone la Bardine, Jeanne Chastenier, Opportuna Jadoin und Robin der Gärtner standen um den Mönch herum und riefen: „Amen!"

Doch die Bürger, die sich dahinter in großer Zahl drängten, spitzten das Ohr und runzelten die Brauen, denn sie vermeinten, der Mönch verkündige den Einbruch Karls von Valois in seine gute Stadt Paris, über die er — so wähnten sie — den Pflug wollte gehen lassen.

Indessen fuhr der gute Bruder in seiner evangelischen Predigt fort:

„Einwohner von Paris!" sprach er, „Ihr seid schlimmer denn die römischen Heiden."

Der Lärm der Kämpfer, die von der Porte Saint-Denis her schossen, mischte sich

mit der Stimme des Bruders Jucundus und erschütterte die Herzen der Einwohner. Man schrie in der Menge: „Nieder mit den Verrätern!“

Im selbigen Augenblicke waffnete sich Herr Florimond Lecoq in seinem Wirtshause. Auf den Lärm hin kam er herabgeeilt, ohne seine Beinschienen angeschnallt zu haben. Da er den Mönch auf dem Prellstein erblickte, fragte er:

„Was sagt der gute Pater?“

Mehrere Stimmen antworteten:

„Er sagt, daß Herr Karl von Valois in die Stadt dringen wird.“

„Er ist gegen die Pariser.“

„Er will uns betrügen und verraten, wie Bruder Richard, der jetzo mit unsren Feinden reitet.“

Doch Bruder Jucundus antwortete:

„Es gibt weder Armagnacs, noch Burgundische, weder Franzosen, noch Engländer, sondern nur Kinder des Lichts und der Finsternis. Ihr seid Hurer und Eure Weiber sind Metzen.“

„Ha! Apostat! Zauberer! Verräter!“ schrie Herr Florimond Lecoq.

Und sein Schwert ziehend, stieß er es in die Brust des guten Bruders.

Der Mann Gottes ward bleich und sagte mit schwacher Stimme noch:

„Betet, fastet, tut Buße, und es wird Euch vergeben, Brüder . . .“ Dann erstickte seine Stimme in einem Blutstrome und er stürzte auf das Pflaster.

Zwei Ritter, Sir John Stewart und Sir George Morris, stürzten sich auf den Leichnam und durchbohrten ihn mit mehr denn hundert Dolchstößen, indem sie schrien:

„Lang lebe König Heinrich! Lang lebe der Herr Herzog von Bedford! Auf! Auf gegen den Dauphin! Auf gegen die tolle Jungfrau der Armagnacs! An die Tore! An die Tore!“

Und sie rannten nach den Mauern und rissen Herrn Florimond und die Volksmenge mit.

Nur die frommen Frauen und der Gärtner umringten den blutigen Leichnam. Simone la Bardine hatte sich zu Boden geworfen, küßte die Füße des guten Bruders und trocknete sein Blut mit ihren Haaren auf. Doch Guillaumette Dyonis erhob stehend die Arme gen Himmel und sprach mit glockenreiner Stimme:

„Meine Schwestern, Jeanne, Opportuna, Simone, und du, mein Bruder Robin der Gärtner, auf, denn die Zeiten sind nahe! Die Seele des guten Bruders hält mich an der Hand und wird mich leiten. Darum müßt Ihr mir folgen. Und wir wollen zu denen, die sich grausam bekriegen, sprechen: „Umarmt Euch. Und so Ihr Eure Waffen gebrauchen wollt, so nehmt das Kreuz und zieht allesamt zum Kriege wider die Sarazenen“. Kommt, meine Schwestern und mein Bruder.“

Jeanne Chastenier raffte einen hölzernen Pfeil vom Boden auf, zerbrach ihn und machte ein Kreuz daraus, welches sie auf die Brust des guten Bruders Jucundus legte.

Dann folgten die frommen Frauen, und mit ihnen der Gärtner, der Guillaumette Dyonis, die sie durch Straßen, Plätze und Gassen führte, gleich als hätten ihre Augen das Tageslicht erschaut. Sie gelangten bis zum Fuße der Wälle und bestiegen auf der Treppe eines unbewachten Turmes die Mauer. Man hatte nicht die Zeit gehabt, sie mit hölzernen Brustwehren zu versehen. Also schritten alle ungedeckt. Sie gingen bis zur Porte Saint-Honoré, die in Staub und Rauch gehüllt war. Dort stürmten die Leute des Marschalls de Rais. Ihre Bolzen flogen hageldicht über die Wälle hin. Sie warfen Reisigbündel in den breiten Wassergraben. Und die Jungfrau Johanna stand auf dem schrägen Wall, der den großen Graben vom kleinen schied und rief: „Ergebt Euch dem König von Frankreich!“ Die Engländer hatten entsetzt die Mauerkrone geräumt und Tote und Verwundete zurückgelassen. Guillaumette Dyonis ging erhobenen Hauptes voran, den linken Arm vor sich hinstreckend. Und mit der Rechten bekreuzte sie sich fromm. Simone la Bardine folgte ihr zunächst. Dann kamen Jeanne Chastenier und Opportuna Jadouin. Robin, der Gärtner beschloß den Zug; sein Körper ward von einem inneren Leiden durchzuckt und er zeigte die Wundmale seiner Hände. Sie sangen Psalmen. Und Guillaumette sprach, sich abwechselnd zur Stadt und nach dem Lande zu wendend: „Brüder, umarmt Euch untereinander. Lebt in Frieden. Aus dem Erz Eurer Lanzen schmiedet Pflugschare.“

Kaum hatte sie also gesprochen, als von dem Rondengang, auf dem eine Bürgerkompagnie daher marschierte, und von dem Walle, auf dem sich die Söldner der Armagnacs drängten, die Schmähungen und Pfeile auf sie zuflogen.

„Metze!“

„Verräterin! Hexe!“

Indessen sie die beiden Parteien ermahnte, das Reich Christi auf Erden zu gründen und in Unschuld und Liebe zu leben, traf sie eine Schleuderkugel gegen die Brust. Sie taumelte und fiel hintenüber.

Die Armagnacs und die Burgundischen brachen um die Wette in Gelächter aus. Nachdem sie ihr Kleid über ihre Füße gezogen, rührte sie kein Glied mehr und gab die Seele auf, den Namen Jesus seufzend. Ihre Augen blieben geöffnet und blickten glasig.

Wenige Augenblicke nach dem Tode von Guillaumette Dyonis kehrten die Pariser in großer Zahl auf die Mauer zurück und verteidigten hartnäckig ihre Stadt. Johanna die Jungfrau ward durch einen Armbrustschuß am Beine verwundet, und die Truppen des Herrn Karl von Valois zogen sich in die Kapelle Saint-Denis zurück.

Was aus Jeanne Chastenier und Opportuna Jadoin ward, weiß man nicht. Man erfuhr nie wieder von ihnen. Simone la Bardine und Robin der Gärtner wurden am nämlichen Tage von den Bürgern der Wache auf den Mauern verhaftet und dem geistlichen Gericht überliefert, das einen Prozeß gegen sie anstrengte. Die Kirche erkannte Simone als Ketzerin und verurteilte sie zu heilsamer Buße bei Wasser und Brot. Robin ward der Zauberei überführt, und da er in seinem Irrtum beharrte, auf dem Domplatz lebendig verbrannt.

# Bruno Schmitz.

Von

Hans Schliepmann.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Architekt für das große Publikum wieder unter die Künstler eingerückt ist. Für Malerei und Bildnerei mußte man Anteil wenigstens heucheln; „von Architektur verstehe ich zu wenig" galt aber noch vor zwanzig Jahren eigentlich für ein Bekenntnis besonders vornehmer Seelen, die's mit den Kulturfragen ernst nahmen und das Gewicht ihrer Meinung und Verantwortlichkeit fühlten. Aber man muß sagen: die Architekten selbst waren an diesen Verhältnissen schuld. Sie hatten aus ihrer Kunst eine Gelehrsamkeit gemacht, sie mühten sich, möglichst täuschend die Sprache einer Vorzeit statt der eigenen zu sprechen und haderten obenein noch gegeneinander, ob der griechische, der mittelalterliche oder der Renaissancestil die einzig würdige „Formensprache" für unsere Baukunst wäre.

In diese Zeit des Rezeptenwesens, der Nachbetung und der Furcht vor jeder Tabulaturverletzung, fiel leuchtend wie ein Meteorit der Entwurf des am 21. November 1858 in Düsseldorf geborenen Architekten Bruno Schmitz zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel in Rom (1883). In einem internationalen Wettbewerb hatte in dreimaligem Ringen ein deutscher Künstler einen ersten Preis davongetragen — und man darf sagen, daß sein Entwurf den jetzt in der Ausführung begriffenen des Italieners Sacconi an Schönheit noch übertraf. Zuerst war's nationaler Stolz, vielleicht auch nur Eitelkeit, was plötzlich die Blicke auf den Sieger lenkte. Dann kam dazu die Verblüffung: Ein Mann von sechsundzwanzig Jahren! Man hatte solange die Baukunst für eine gelehrte Kunst, eine Kunst der grauen Haare gehalten, den Patriarchen nur folgte gemessene Verehrung. Und jetzt also ein Künstler in einem Alter, in dem man sonst höchstens den ersten Band anständiger Lyrik herausbringt! — Und endlich erschien der Entwurf selbst in einer akademischen Kunstausstellung: Ja, das war ja auch Lyrik, nur — heroische! Das war ja Schwung und Größe und Reichtum: ein Gedicht in Massen und Linien! Dazu ein Vortrag! Diese Wucht der Kohlezeichnung, aus der es sprach: Nichts das Einzelwerk, alles die großen Rhythmen! — „Ja, das verstehe ich ja, das finde ich ja ohne Hirnverrenkung wirklich schön!" sagte sich der Laie. Und er merkte sich den Namen. Der Künstler aber sorgte, daß er nicht in Vergessenheit kam. Tastend zunächst und manchen Prüfungen in Künstlers Erdenwallen ausgesetzt. Dann ein Sieg, der wieder aller Welt Augen auf ihn richtete und auch dem nüchternen Daseinskampf eine glückliche Wendung gab: erster Preis im internationalen Wettbewerb und Ausführungsauftrag für das Kriegerdenkmal in Indianapolis, im Jahre des Kaisersterbens. Nun aber war es Schmitz, der die Stimme fand, vom alten Kaiser Weißbart

in Stein und Erz zu reden. Zunächst freilich wieder nur in den wuchtigen Linien und Schatten seiner Kohlezeichnungen, der Handschrift, die keines Wettbewerbes Anonymität wieder verschleiern konnte, die Sieg auf Sieg fast spielend zu erringen schien, wo die Mitstrebenden peinlich genaue Tuschstriche und hundert Farbentuben aufwandten, um sich über das Mittelmaß emporzuarbeiten. Zwar: die Zahl Gleichstrebender, hervorragender Kräfte wuchs: um so rühmlicher der Sieg. Zunächst also das große Ringen um das Berliner Kaiserdenkmal, das so trübe in Theatralik ausgehen sollte. Mit dem Kyffhäuserdenkmal (1896) kam dann die erste große Ausführung. Wer da weiß, daß erst die Verwirklichung des Entwurfes die eigentliche, letzte Lehrmeisterin des Baukünstlers ist, der ermißt, was dieser Sieg für Schmitz bedeutete. Ein Unterschied fast wie zwischen Träumen und Leben liegt zwischen Entwerfen und Ausführenlassen! Diese zweite Lehrzeit setzte sich beim Kaiserdenkmal für die Porta Westfalica fort: sie zeigte sich beendet bei dem für das Deutsche Eck in Koblenz (1897), das wir ohne Bangen für die monumentalste Denkmalsschöpfung Deutschlands, ja in ihrem Zusammenwirken von Natur, Bildhauerei und Architektur vielleicht für einzig in der ganzen Welt dastehend bezeichnen können. Nur New Yorks Freiheitsstatue und Hamburgs Bismarckdenkmal behaupten sich neben ihm.

Blicken wir nun aber den Weg zurück, den Schmitz als Denkmalskünstler gegangen, so finden wir, fast zu eigener Überraschung, daß seine Werke nicht durch „Urzeugung" entstanden sind, sondern sich aus der Zeit entwickelt haben, mit der Zeit und ihren höheren Zwecken gewachsen sind. Auch Schmitz begann als ein „Tektone", im Glauben an das Alleinnormative der Antike, nur daß ein gütiges Geschick ihn nicht durch acht Semester hinter ein Reißbrett in irgendeiner technischen Hochschule genagelt, sondern zunächst auf die Düsseldorfer Kunstakademie und dann sehr bald in ein Meisteratelier (das Riffarths, des Erbauers der neuen Akademie daselbst,) geleitet hatte. So blieb ihm die Phantasie unverkümmert und ungeschient. Sein Victor-Emanuel-Denkmal arbeitet noch durchaus mit dem ganzen mehr oder minder gebrauchsfertigen Apparat von Säulen, Gesimsen, Tabernakeln, Stylobaten usw. der gleichzeitigen Kunstrichtung. Was ihm den Sieg errang, war, daß nicht die Formen den Gedanken, sondern dieser jene gemeistert hatte, war die Kraft und die Lust zu fabulieren, war die machtvolle innere Musik, die ungekünstelt und verschwenderisch aus dem Werke hervorströmt. Von da ab nun aber ist jedes Werk mehr ein Eindringen in das Wesen des Monumentalen, eine grandiose Vereinfachung der Motive und der Linien, ein weiterer Schritt auf dem Wege, ganz als Plastiker, nicht als Reißbrettkünstler zu schaffen. So ist er denn in dem leider unausgeführten Bismarck-Denkmal für Hamburg ganz von allem architektonischen Apparat abgekommen; nur die wie aus Stein gewachsene Gestalt sollte einem riesigen Bautastein vergleichbar wirken. Gewiß grandios gefühlt und ungewöhnlich, aber nicht absonderlich. Das bloß Seltsame sucht er nie, denn er weiß: immer mehr sich selbst zu finden und zu geben, ist der natürlichste Weg zur Eigenart. Diese Eigenart ist in seinem Gedankeninhalt, die der Formensprache folgt ihr von selbst, wie des Dichters Stil aus seinem Wesen ohne

HANS VON MARÉES : DER SIEGER (ZEICHNUNG)

Absicht hervorsprießt. Die neue Note, die er anschlug, war lediglich — Größe; sie aber war uns auch mehr als alles verloren gegangen. Wir haben sie jetzt wieder. Schmitz ragt nicht mehr allein aus einer Wüstenei des Eklektizismus empor. Dicht neben ihn stellen sich die jungen Künstler: Kreis, Billing, Dülfer, Fritz Schumacher, Franz Brantzky, Otto Reutters u. a. Immerhin: Schmitz schlug zuerst wieder lebendiges Wasser aus dem Felsen; und er hat — um mit Walter Rathenau ganz real zu reden — den Vorsprung. Der wird ihm verbleiben. Dabei ist Schmitz kein Revolutionär, war es nie.

Während er aber aus der Zeit heraus zu schaffen begann und immer mehr sich selbst fand, während er die Wiedergeburt einer deutschen Monumentalkunst herbeiführte, entstand eine ganz anders geartete Bewegung unter unseren Schöpfern angewandter Kunst. Sie kamen vom Kleinen, um zum Großen emporzuklimmen. Sie empfanden das Drückende der Überlieferung und suchten den Ausdruck der Gegenwart. Sie hatten vielleicht alle etwas zu viel Willen zur Eigenart und zu wenig rechte Aufgaben für große Kräfte. Aber diese großen Kräfte waren unleugbar da und begannen sich zu betätigen. Eckmann, van de Velde, der allzufrüh im Dogma Starrgewordene, Olbrich, Behrens, mit Berlepsch, Riemerschmid, Pankok, Möhring, Grenander, Huber, Bruno Paul und anderen im Verein haben allerdings eine Kulturaufgabe ersten Ranges auf sich genommen und, wenigstens im Kerne, auch schon zu bewältigen begonnen. Und doch: wie erschwerten sie sich den Weg! Kein Wunder, daß neben ihnen die großen Vermittler, die beiden Seidl, Theodor Fischer, Messel, Thiersch, Littmann, Ludwig Hoffmann-Berlin, Schulze-Naumburg und Grässel zu reicherem Wirken gelangten! Sie führten den bequemeren, ja, den natürlicheren Pfad hinan. Und am Ende dieses Weges stehen jetzt wirklich schon Werke, die so neuartig sind, wie die besten Werke früherer Zeiten es für ihre Zeit waren.

Zu jenen Vermittlern nun gehörte ursprünglich auch Schmitz. Wir sahen, wie er bei seinen Monumentalbildungen vom Überlieferten ausging und allmählich zum Eigensten kam. Diese Entwicklung hatte sich schon vollzogen, als die „Revolution vom Einfachen her“ einsetzte. Schmitz war schon Einer, als Eckmann und van de Velde auftraten. Damit war es ausgeschlossen, daß er nun zu deren Fahnen überging; schon weil er viel mehr Empfinder als Theoretiker war, vielleicht weil sein rheinländisches Temperament zu lebendig an der Gegenwart hing, als daß er ihren Strömungen Trotz entgegengesetzt hätte, weil er, mit einem Worte, wie jeder große Künstler, — naiv schuf.

So ist er denn den Weg vom Überlieferten zum Eigenen, den er als Monumentalbildner schon zurückgelegt, noch einmal auf dem Gebiete der eigentlichen Baukunst gegangen, wo es „Wohnungen für Menschen“ zu bauen galt. Denn es ist ein ganz gewaltiger Unterschied — fast wie zwischen Synthese und Analyse — zwischen dem völlig freien Phantasieschaffen der Denkmalskunst und dem unter tausend praktische Bedingungen gestellten Entwerfen des Architekten. Für diese mußte der Schritt vom Kleinen ins Große, den die Revolutionäre gingen, auch von Schmitz noch einmal getan werden. Er tat ihn, indem er „so für sich hin ging“. Ohne Absicht und Gewaltsamkeit. Er wollte

nie — vielleicht von einer Ausnahme abgesehen — originell sein; er wollte nur der Aufgabe und sich selbst genug tun.

So ging er, wie bei der reichen Villa des bekannten Stollwerk bei Köln oder bei dem Konzerthaus „Rosengarten" in Mannheim, von der Formensprache des Barock aus, das ebenso dem Charakter unserer üppigen Zeit als dem Zuge von Bruno Schmitz zu lebensprühender Wirkung reichbewegter Formen entspricht. In dem unvergeßlich schönen Forum aber, das er für die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1905 schuf, verwandte er mit ebensolcher Unbefangenheit Hochrenaissance-Motive, namentlich spanische. Und auch jetzt noch, da er in gleich noch zu erwähnenden Schöpfungen völlige Eigenart gewonnen, zwingt er diese der Aufgabe nicht auf. Hat er doch sogar für das ihn augenblicklich beschäftigende große Werk, das aus der Reiß'schen Millionenstiftung zu erbauende Museum in Mannheim, ein völlig durchgearbeitetes Projekt von reifster moderner Fassung aufgegeben, weil dies Museum das Gegenstück zu dem Rosengarten-Gebäude an dem großen, fast ganz von Schmitz geschaffenen wundervollen Platz der Augusta-Anlage bilden wird, und weil schließlich die Einheit der Platzwirkung dem Künstler höher stand als die Entfaltung besonderer Originalität. So wird dies Reiß-Museum im Äußeren völlig dem Rosengartenbau gleichen, wodurch dann freilich das Platzbild eine Harmonie erreichen muß, die es über alle modernen Lösungen der gleichen Aufgabe weit hinaushebt.

Es sei bei dieser Gelegenheit der anderen Platzanlage gedacht, die Schmitz künstlerisch zu gestalten versuchte, des oben angedeuteten einzigen Falles, wo Schmitz bewußt durch „Originalität" zu wirken suchte: bei der Berliner Oranienbrücke. Hier hielt er für diese Stelle allerbanalster Mietskasernenöde das Herausfallen aus der Umgebung für die einzige Möglichkeit künstlerischer Wirkung; die vier ragenden Lichtmasten sollten die Platzmitte mit der wuchtigen Brücke, ihren sphinxartigen Endbildungen zu einem „Werk an sich" herausheben; wie Bildungen eines phantastischen Traumes auf lautem Markte aber bleiben sie für mein Empfinden; die Geringfügigkeit des Brückleins vertrug die Steigerung ins Monumentalste nicht recht. Doch mag nun dies Werk dem Künstler minder gelungen oder dem Betrachtenden noch zu fremdartig sein: es steht eigentlich nur in Einem auf der großen Linie der Entwicklung von Bruno Schmitz: in der Annäherung und Verschmelzung zwischen Architektur und Plastik, in der Schaffung scheinbar beseelter, lebendiger Steinbildungen. — Auch der Rhythmus der Antike und der mittelalterlichen Kunst spricht, singt sogar. Aber es ist kein individualisiertes Leben in diesen Kunstweisen, nichts von organischem Aufgehen zwischen den Architekturformen und den schmückenden Werken der Plastik; erstere bleiben Sockel, Wand für letztere; die gebundene Kunst bleibt Dienerin der freien. Erst das Barock schmilzt die harten Formen des Steines, damit die Plastik als Gipfelung des Werkes so naturgemäß der Architektur entblühe wie dem Stengel die Blume. Und hier ist der innere Grund, der Bruno Schmitz, vielleicht zunächst ganz instinktmäßig, zum Barock hinzog. Dessen Formen aber waren ihm deshalb auch minder bedeutsam als dessen Denk- und Empfindungsart. Wie frei

schaltend und losgelöst von aller Schablone der Künstler diese Denkweise gerade bei einer allermodernsten Aufgabe, der Lösung eines großstädtischen Geschäftshauses, betätigte, zeigt vielleicht kein Werk reizvoller als der kleine graue Bau Friedrichstraße 167-168 in Berlin. Hier bewies Schmitz, daß er ebensogut einmal ein Meister des Zierlichen wie des Gewaltigen sein kann. Wie ein Goldarbeiterwerk, so elegant und zierlich, aber auch so lebendig und einheitlich wirkt diese geradezu einen neuen Typ schaffende Fassade, bei der alles neu und aus einem Guß — nein, Wachstum erscheint. Denn das Bezauberndste an diesem Werk ist, daß es alle architektonische Schwere abgestreift hat und wie ein plastisches Werk von schwellenden Formen zu blühen und zu leben scheint; daß es so auf eigenem Wege die Ziele des Spätbarock und Rokoko erreicht, ja hinter sich läßt. —

Eine Reihe von Villen, darunter seine eigene in der Charlottenburger Sophienstraße, in der unaufdringlichen Vornehmheit und Grazie der Erscheinung unter Verzichtleistung auf jede äußerlich aufgeklebte Schmuckform eine reifste Schöpfung, liefert weitere Beispiele, wie Schmitz die überkommenen Formen mehr und mehr zurückläßt, wie er nicht ein Bauglied als bloße Floskel anwendet, sondern jede Aufgabe aus ihrem Wesen von innen heraus gestaltet und verlebendigt; und, je spezifischer modern deren Anforderungen werden, desto moderner erscheint auch ihr Gewand. Bei dem noch viel zu wenig gewürdigten „Papierhaus", einem größeren Geschäftshaus in Berlin, Dessauerstraße 2, namentlich in dessen Hof, ist die Loslösung von aller Überlieferung völlig vollzogen. Moderner Tatsachensinn spricht nur noch durch die einfachsten Linien, die sich aus den Elementen des Baues, Fenster, Pfeiler, Erker von selbst ergeben, die Kunst aber durch deren unübertreffliche Abstimmung. Alles ist wie ein Organismus — dem Zwecke nach ein ernster — gegliedert, aus sich selbst, ohne Schmuck schön. In diesem Hause liegen die Keime zu den Motiven, die Schmitzens reichster Schöpfung ihren größten Zauber leihen: zum „Haus Rheingold". Diese nun zu würdigen, erforderte eine besondere längere Betrachtung. Nur kurze Hinweise müssen hier genügen, zumal das Werk nachgerade als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann. Den Tadlern zunächst zwei Sätze: Wo ward gleich umfangreiche, verwickelte und aufwändige Schöpfung jemals in der Frist von kaum einem Jahre bezwungen? Während der Bau schon im Gange war, mußten erst alle Einzelheiten, alle Innengestaltungen, ja alle Konstruktionen gezeichnet werden: War dabei Zeit, etwa Verfehltes nachzubessern? — Und dann: Nicht als allgemeine „Fütterungsanstalt mit Musik", zu dem jetzigen, allerdings völlig „stilwidrigen" Zweck hat Schmitz die Räume erfunden. Ein edelstes Festhaus wollte er schaffen. Nur nach diesem Programm, das an äußeren Umständen erst in letzter Stunde scheiterte, darf man das Werk beurteilen. Das Ergebnis solchen Urteiles kann nur Bewunderung sein. Hier soll nicht erst bei der Fülle neuartiger Lösungen von Einzelheiten verweilt werden, bei der üppig orchestrierten Sinfonie des großen Saales, der sich in jedem Reisehandbuche mit drei Sternen verzeichnet fände, wenn er irgendwo im Auslande erbaut wäre. Nur auf die nunmehr ganz bewußte Durch-

führung des Schmitzschen Bildungsprinzipes muß hier verwiesen werden, das seiner Neuartigkeit wegen noch immer nicht willig genug nachgefühlt wird: die Ausschaltung alles landläufig Ornamentalen, aller ins Kleine gehenden Gliederungen und die Herausgestaltung allein der Schönheit des Organismus. Man möchte vergleichend sagen, daß bisher die Architekten bekleidete, auch wohl schön kostümierte Gestalten schufen, Schmitz dagegen die Schönheit der nackten Gestalt. Wieder ist es also seine Richtung aufs Plastische, die hier nur nicht aufs Graziöse und Liebliche, sondern aufs Grandiose und Ernst-Feierliche gestimmt ist. Und diese Richtung hat ihn im Verein mit dem kongenialen Bildhauer Franz Metzner zu einer ganz neuartigen Einreihung der Plastik (im eigentlichen Sinne) in die Architektur geführt. Fiel das „Ornament" fort, wurde der plastische Organismus das Ziel, so mußten dessen Gipfelungen eben in Plastik ausmünden. Es ergab sich eine Anknüpfung an urälteste — assyrische und ägyptische — Gestaltungsweise, die uns in neuem Gewande plötzlich ganz „unerhört" scheint, und denn auch von den Schnellfertigen im Urteil genügend zurückgewiesen worden ist, in der aber vielleicht mehr „Unausgemünztes" steckt als in irgendwelchen anderen neuen Bildungsprinzipien unserer modernen Architekten. Es gilt nur, einmal sich mit der Vorstellung wieder zu befreunden, die ja doch bei näherem Zusehen der klassischen Antike noch durchaus vertraut war — man denke an Kentauren, Sphinxen, Löwentischfüße und ähnliches —, daß auch die menschliche Gestalt einmal bloß Objekt spielender Phantasie sein könne, wie man bisher die Pflanzenform benutzte. Man wird dann leicht erkennen, daß es sich bei dem Schritt vom Pflanzen- zum — sagen wir keck „Muskelornament" um einen erstaunlichen Gewinn an — Maßstab handelt. Es ist plötzlich wieder möglich geworden, mächtige Betonungen als ein einziges einheitliches Motiv zu gestalten; man denke an die großen mystischen Kaiserbilder an den Schmalseiten des Hauptsaales im „Rheingold", die nur wie große, dumpfe, langausgehaltene Posaunenstöße wirken sollen. Das bisherige „Schmuckwerk" hätte das niemals hergegeben. Die Vergrößerung des einzelnen Pflanzenmotives hat ihre Grenze; die Renaissance hat das bald genug gefühlt; dem Bedürfnis, einen schweren einheitlichen Punkt für den Rhythmus des Baugebildes zu haben, mußte schließlich das Wappen genügen. Man vergleiche, wie Wallot unter dem Hauptportikus des Reichstagsbaues dies Motiv gewaltsam zu monumentaler Größe zu steigern suchte! Und war auch noch dies Wappenmotiv nicht umfangreich genug, so kam die Säule, der Tabernakel, nicht mehr als organisches Glied, sondern nur noch als Iktus im Rhythmus zur Verwendung. Damit aber war von vornherein ein Unorganisches, ja Phrasenhaftes in die Baukunst gekommen, denn das organische Gebilde, der Strukturteil ward bloßer Rhythmus, Schmuck. Und bei aller Steigerung des Maßstabes konnte solche Verwendung doch nie die Monumentalität erreichen, die in der einfachen Riesenwand — Palazzo Strozzi oder Palazzo Pitti — lag oder gar erst in den Riesenfiguren ägyptischer und assyrischer Kunst.

Man wird staunen, wie Schmitz, der als eigentlichster Monumentalkünstler dazu geboren war, diesen Unterschied zu fühlen und den unschätzbaren Wert des vergessenen

Bildungsprinzipes wieder auszumünzen bei seiner eigentlichen Lebensarbeit, dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal, aus diesem Bildungsgesetz zu Wirkungen gelangen wird, die an mystischer Feierlichkeit, Wucht und Eindringlichkeit alles hinter sich lassen, was die Denkmalskunst bisher geschaffen. Bis dahin wird alles Reden über Bruno Schmitz nur Provisorium bleiben müssen.

---

## Bekenntnisse von Marées.

In weit höherem Grade als andere modernen Bilder sind gerade die freskenartigen Gemälde von Marées' Künstlerbeichten, die von unablässigem Ringen erzählen. Gerade bei ihm erscheint es notwendig, auch den schriftlich niedergelegten Anschauungen und Prinzipien, die Marées' Freunden und Verehrern, wie Conrad Fiedler oder seinem Schüler Karl von Pidoll, anvertraut hat, aufmerksam zuzuhorchen, um so eine Ergänzung und Klärung seines künstlerischen Torsos zu finden. Als ein gänzlich Einsamer ist Marées in einer künstlerisch verflachten Zeit seinen Weg gegangen, und er hat die volle Tragik des Bildners empfunden, dessen Zeitgenossen nur das Fertige und unmittelbar Gegenständliche gelten lassen wollten.

„Die wahre Produktion," schreibt er einmal, „ist die Quintessenz des Erlebten und Erfahrenen. Wem dies gelingt, der lebt zweimal, was bei diesem kurzen Leben doch nicht übel ist, und wem es gelingt, dies mit der höchsten Kraft und in allgemeinverständlicher Art zu tun, der lebt fort in seinen Werken . . . . . Die Zeiten sind schlecht und die Kunst wird immer mehr brach liegen. Und leider liegt fast die einzige Hoffnung für eine bessere Zukunft derselben darin, daß sie in dem heutigen verrotteten Geschmack und albernen Dilettantismus gänzlich ersticke. Das Unkraut ist zu hoch aufgeschossen, als daß gesunde Keime gesehen und gepflegt werden könnten. Die gänzliche Beziehungslosigkeit wirkt allerdings lähmend genug und untergräbt die Tatkraft. Immer wieder von neuem bedarf es eines heldenmütigen Elans, immer wieder entrollt der tückische Marmor. Wenn unter solchen Umständen ähnlich Gesinnte sich nicht gegenseitig fördern und halten wollten, so wäre das Unglück wirklich groß, und man möchte Hoffnung und Arme sinken lassen, und doch sind leider auch von dieser Einsicht nur wenige durchdrungen."

Dieser halb verzweifelten Stimmung, die einen empfänglichen, empfindlichen und reizbaren Menschen (es sind Marées' eigene Worte) ergreift, stehen glücklichere Lebenssituationen gegenüber, in denen er den Kopf hoch trägt und eines endlichen Triumphes gewiß ist: „Es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes

Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie man's nennen will, in der Schöpfung. Darum kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf dazu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen, und es däucht mir wohl der Mühe wert zu sein, daß auch einmal einer sein ganzes volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver folgenreicher. Mit einem Wort: ich sehe ein endliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern, ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden."

*

Ein rascher Blick in die Werkstatt und die Arbeitsweise von Marées läßt uns die spezifisch artistische Art, wie er diesen Zielen nahe zu kommen suchte, deutlich erkennen. Marées betrachtete die Arbeit an der Bildtafel nur als Ersatz für das Fresko, in dem er den Gipfel der malerischen Kunst sah. Und das einmal, weil der Künstler genötigt sei, sein ganzes Wollen und Können in eine große Synthese zusammenzufassen. Sodann sei die Wandmalerei, im Gegensatz zum Tafelbild, in günstiger Weise an die Umgebung gebunden, für die es von vornherein bestimmt sei.

Marées' Kunstprinzipien beruhen auf dem Bestreben, mit seinen Bildern einen größtmöglichen Wahrscheinlichkeitseindruck hervorzurufen. Sie wurzeln in einem Realismus, der sich von der bloßen Naturnachahmung abwendet und aus einem hoch entwickelten Seh- und Vorstellungsvermögen hervorgeht. Er verschmähte es durchaus, den natürlichen Widerstand des Materials durch handwerksmäßige Übungen und Geschicklichkeiten, durch eine Art routinierter Mache, zu überwinden. Er ging in seiner Malerei von dem natürlichen normalen Menschen aus und andererseits vom architektonischen. Für ihn stand die Farbe im Dienste der Form- und Raumbildung. Aus diesen Grundsätzen heraus sind auch die folgenden künstlerischen Aphorismen von ihm geprägt worden:

„Alle Farbe ist relativ und in erster Linie von ihrer Nachbarschaft abhängig. In der Natur wechselt sie außerordentlich mit jeder Stunde des Tages und mit den unaufhörlichen Veränderungen der Atmosphäre, durch welche das Sonnenlicht dringt. Hinsichtlich der Farbe kommt alles auf feinste Nuancen an. Farben-Erfahrungen an der Natur lassen sich nur durch freie Beobachtung machen. Im Kunstwerke kann die Farbe nur frei verwendet werden.

*

Farbe ist Licht. Wo Farbe ist, ist also Licht, ein Farbiges niemals finster, sondern nur eine Abstufung zur Dunkelheit, ein Ton. Töne bringen in der malerischen Darstellung die plastische Form, die Illusion des Raumes zustande.

*

In der Natur ist alles farbig. Auch die tiefsten Schatten sind koloriert. Also ist überall Licht. Demnach muß die Darstellung ihre absoluten Dunkelheiten für kleinste, zeichnerisch verwendete Portionen sparen.

*

Jede satte Farbe hat schattigen Charakter. Also ist das offene Licht der Natur immer helldunkel.

*

Im Helldunkel ist Gelb höchstes Licht und Grün allemal dunkel. Daher der warme Generalton guter Bilder.

*

Grau entsteht im Halbdunkel durch Mischung oder Übereinanderlegen komplementärer Farben. Farbiges Grau zeigt den Meister.

*

Die nackte menschliche Figur steht in Ansehung ihres Kolorites gegen beinahe alle anderen Naturerscheinungen zurück, am meisten gegen den strahlenden Glanz der Luft, aber auch gegen die satten Töne der Vegetation und des Erdbodens, ja schließlich gegen jede Blume. In der wirklichen Erscheinung ist aber der Mensch für diesen Nachteil durch ein anderes entschädigt: Er bewegt sich und zeigt in den Bewegungen das feine Spiel seiner Organisation. Weil wir nun in der Darstellung, den Bewegungen, welche wir den Figuren geben, so einrichten müssen, daß das Verharren in denselben natürlich aussehe, so dürfen wir kein Mittel versäumen, den Figuren zum Scheine jenes Lebens zu verhelfen, das sie in der Wirklichkeit auszeichnet. Wir werden also auch die ganze Kraft des formbestimmenden und belebenden Kolorites einsetzen, um ihnen das gebührende Übergewicht zu geben."

---

# Erinnerungen an Gogol.*)

Von

Iwan Turgenjew.

Ich wurde bei Gogol durch Michail Semenowitsch Schtschepkin**) eingeführt. Ich erinnere mich noch an unseren ersten Besuch: es war am 20. Oktober 1851. Gogol wohnte damals in Moskau, auf der Nikitskaja, in Talysins Hause, beim Grafen Tolstoj. Wir kamen um ein Uhr mittags und wurden sofort empfangen. Sein Zimmer lag neben dem

*) Wir veröffentlichen diese Erinnerungsblätter anläßlich des hundertsten Geburtstags Nikolaj Gogols, den die russische Welt am 31. März (2. April) dieses Jahres feiert. Turgenjew lernte Gogol ein Jahr vor dessen Tode kennen († 4. März 1852).

**) Der berühmte russische Schauspieler 1788—1863.

Korridor, rechts. Wir traten ein — und ich erblickte Gogol, der mit der Feder in der Hand vor dem Pulte stand. Er trug einen dunklen Rock, eine grüne Sammetweste und ein braunes Beinkleid. Eine Woche vorher hatte ich ihn im Theater gesehen, bei der Aufführung vom „Revisor"; er saß in einer Loge des ersten Ranges direkt neben der Tür, und mit nervöser Unruhe, den Kopf vorgestreckt, schaute er auf die Bühne, über die Schultern zweier dicker Damen, die ihn vor dem neugierigen Publikum schützten. Mich wies auf ihn der neben mir sitzende F. hin. Ich drehte mich rasch um, um ihn anzusehen; er hatte wahrscheinlich die Bewegung bemerkt und rückte in die Ecke. Ich war überrascht, wie sehr er sich seit 1841 verändert hatte. Ich traf ihn damals ein paarmal bei Awdotja Petrowna E-na. Zu jener Zeit sah er aus wie ein korpulenter behäbiger Kleinrusse; jetzt machte er den Eindruck eines mageren und abgezehrten Menschen, der vom Leben beträchtlich zerquält ist. Dem ewig eindringlichen Ausdruck seines Gesichts mischte sich etwas, wie verborgener Schmerz, wie traurige Unruhe bei.

---

Kaum hatte er Schtschepkin und mich erblickt, so kam er uns lustig entgegen und sagte, indem er mir die Hand drückte: „Schon längst hätten wir miteinander bekannt sein sollen." Wir nahmen Platz. Ich — an seiner Seite auf dem breiten Diwan, Michail Semenowitsch — im Sessel, neben ihm. Ich musterte seine Züge. Sein blondes Haar, das über die Schläfen fiel, wie sonst bei Kosaken, hatte noch die Farbe der Jugend behalten, es war aber schon ziemlich dünn; von seiner steilen, glatten, weißen Stirn wehte geradezu Intelligenz, wie früher. Seine kleinen grauen Augen sprühten zuweilen vor Lustigkeit — nicht Ironie, sondern Lustigkeit; aber im allgemeinen erschien ihr Blick müde. Die lange, spitzige Nase verlieh Gogols Äußerem etwas Schlaues, Fuchsmäßiges; einen unvorteilhaften Eindruck machten auch seine dicken, weichen Lippen unter dem geschnittenen Schnurrbart; ihre unbestimmbaren Umrisse drückten — so schien es mir wenigstens — die dunklen Seiten seines Charakters aus: beim Sprechen öffneten sie sich auf eine unangenehme Art und zeigten eine Reihe schlechter Zähne; das kleine Kinn verschwand dabei in die breite schwarze Sammethalsbinde. In Gogols Haltung, in seinen Bewegungen war etwas, zwar nicht Professorenhaftes, aber Lehrermäßiges, etwas, was an einen Gymnasiallehrer aus der Provinz erinnerte. „Was bist du für ein kluges, sonderbares und krankes Geschöpf!" mußte man bei seinem Anblick unwillkürlich denken. Ich erinnere mich, Michail Semenowitsch und ich fuhren auch zu ihm, wie zu einem ungewöhnlichen, genialen Menschen, bei dem im Kopfe etwas nicht recht ist . . . ganz Moskau war dieser Ansicht. Michail Semenowitsch hatte mich gewarnt, mit ihm nicht über die Fortsetzung der „Toten Seelen" zu sprechen, über diesen zweiten Teil, an dem er so lange und zäh gearbeitet, und den er bekanntlich vor seinem Tode verbrannt hatte; er mochte das Gespräch darüber nicht. Den „Briefwechsel mit den Freunden" hätte ich auch selbst nicht erwähnt, denn ich konnte nichts Gutes darüber sagen. Im übrigen bereitete ich mich auf kein bestimmtes Gespräch vor — und war einfach begierig, einen Menschen zu sehen,

BRUNO SCHMITZ / HAUS AUTOMAT IN DER BERLINER FRIEDRICHSTRASSE

dessen Werke ich fast auswendig kannte. Es ist schwer, der heutigen Jugend begreiflich zu machen, welcher Zauber damals seinen Namen umgab; auch ist heute niemand da, auf den die allgemeine Aufmerksamkeit so konzentriert sein könnte.

---

Schtschepkin hatte mir von vornherein erklärt, Gogol sei nicht gesprächig; in Wahrheit war es anders. Gogol sprach viel, lebhaft, betonte und markierte jedes Wort einzeln — und das erschien nicht nur ganz natürlich, sondern verlieh im Gegenteil seiner Rede eine angenehme Wichtigkeit und Eindringlichkeit. Er betonte in seiner Ansprache etwas den Laut o; andere, für das russische Ohr weniger sympathische Besonderheiten der kleinrussischen Aussprache bemerkte ich nicht. Alles kam gut, bündig, geschmackvoll und treffend heraus. Der Eindruck von Müdigkeit, von nervöser Unruhe, den er bisher auf mich gemacht hatte, war verschwunden. Er sprach über die Bedeutung der Literatur, über den inneren Beruf des Schriftstellers, über die Stellung des Autors seinen eigenen Werken gegenüber; äußerte einige feine und richtige Bemerkungen über den Prozeß des Schaffens, über die, wenn man so sagen darf, Physiologie des Dichtens; und all das brachte er in einer originellen, anschaulichen Sprache hervor, ohne — soweit ich es wenigstens wahrnehmen konnte — sich auf das Gespräch vorbereitet zu haben, und das ist ja bei unseren „Berühmtheiten" sonst gang und gäbe. Es schien mir nur einmal, daß er aus einem geistigen Arsenal sein Material nähme und zwar, als er über die Zensur zu sprechen anfing und sie beinah billigte, sie hoch stellte, als Mittel, im Autor eine Geschicklichkeit zu entwickeln, die Fähigkeit, sein Werk zu beschützen, Geduld und eine Menge anderer christlicher und weltlicher Tugenden. Auf diese Weise die Notwendigkeit der Zensur zu empfehlen — hieß das nicht die Schlauheit und Verschlagenheit der Sklaverei zu rechtfertigen oder gar zu loben? Ich kann den Vers des italienischen Dichters noch gelten lassen: „Si, servi siam; ma servi ognor frementi", aber die selbstgefällige Ergebenheit und Tücke des Sklaven . . . nein! lieber will ich nicht darüber sprechen. In diesem Spintisieren und Klügeln Gogols äußerte sich nur zu sehr der Einfluß derjenigen allerhöchsten Herrschaften, denen der größte Teil des „Briefwechsels" gewidmet ist, von denen dieser verstockte und muffige Geist kam. Ich fühlte überhaupt sehr bald, daß zwischen Gogols Weltanschauung und der meinigen ein ganzer Abgrund lag. Wir haßten nicht dasselbe, liebten verschiedenes; aber in jenem Augenblick war das in meinen Augen belanglos. Vor mir stand der große Dichter, der große Künstler, und ich schaute auf ihn, hörte ihm ehrfurchtsvoll zu, wenn ich selbst auch nicht seiner Ansicht war.

---

Gogol kannte wahrscheinlich meine Beziehungen zu Bjelinski, zu Iskander Herzen; er sprach von Bjelinski und seinem Brief an ihn nicht; dieser Name hätte ihm die Lippen verbrannt. Aber zu jener Zeit war im Auslande gerade Iskanders Aufsatz erschienen, in dem er aus Veranlassung des berüchtigten „Briefwechsels" Gogol den Vorwurf des Verrats an seinen früheren Überzeugungen macht. Gogol selbst lenkte das Gespräch

auf diesen Aufsatz. Aus seinen, nach seinem Tode erschienenen Briefen (oh! welchen Dienst hätte ihm sein Verleger erwiesen, wenn er zwei Drittel davon weggelassen hätte, oder wenigstens all diejenigen Briefe, die an Damen der Gesellschaft gerichtet sind . . . ein ekelhafteres Gemisch von Stolz und Kriecherei, Heuchelei und Eitelkeit, Prophetentum und Speichelleckerei — gibt es in der Literatur nicht!), aus Gogols Briefen wissen wir, welch unheilbare Wunde seinem Herzen das Fiasko seines „Briefwechsels" geschlagen hat, ein Fiasko, das von einer der wenigen anständigen Regungen der damaligen Gesellschaft zeugt. Schtschepkin und ich waren am Tage unseres Besuches Zeugen, wie sehr diese Wunde brannte. Gogol begann — mit plötzlich veränderter, hastender Stimme — uns zu versichern, er könne nicht verstehen, warum manche Leute in seinen früheren Werken irgend etwas Oppositionelles erblickten, etwas, dem er nachher untreu geworden sei; er habe immer dieselben religiösen und staatsschützenden Ansichten vertreten, und zum Beweis wolle er einige Stellen aus einem seiner vor langem bereits erschienenen Bücher vorführen . . . Mit diesen Worten sprang Gogol mit fast jugendlicher Frische auf und lief ins Nebenzimmer. Michail Semenowitsch konnte nur die Brauen hochziehen und den Zeigefinger heben . . . „So hab ich ihn noch nie gesehen", flüsterte er mir zu . . .

---

Gogol kehrte mit einem Bande der „Arabesken" in der Hand zurück und begann einige Stellen aus einem der kindlich-aufgeblasenen und ermüdend-leeren Artikel dieser Sammlung vorzulesen. Ich erinnere mich noch, es war die Rede von der Notwendigkeit einer strengen Staatsordnung, eines absoluten Gehorsams u. s. f. „Sehen Sie," beteuerte Gogol, „ich habe auch schon früher dasselbe gedacht, dieselben Ansichten vertreten, wie jetzt! . . . Wieso wirft man mir Verrat vor? . . . Mir?" — Und das sprach der Verfasser des „Revisors", einer der negierendsten Komödien, die je auf der Bühne erschienen! Schtschepkin und ich schwiegen. Gogol warf endlich das Buch auf den Tisch und begann wieder über Kunst zu sprechen, über das Theater, erklärte sich mit dem Spiel der Schauspieler im „Revisor" unzufrieden, sagte, sie hätten „den richtigen Ton verloren," und er sei bereit, ihnen die Komödie vom Anfang bis zu Ende vorzulesen. Schtschepkin hielt ihn beim Wort und verabredete auf der Stelle, wann und wo das Vorlesen stattfinden solite. Da kam eine alte Dame zu Gogol. Sie brachte ihm ein Stück Hostie vom Abendmahl. Wir entfernten uns.

---

Zwei Tage später fand die Vorlesung des „Revisors" statt in einem Saale des Hauses, wo Gogol wohnte. Ich erhielt die Erlaubnis, daran teilzunehmen. Unter den Zuhörern war auch der verstorbene Professor Schewyrew und, wenn ich nicht irre, Pogodin. Zu meiner großen Verwunderung waren längst nicht alle im „Revisor" Mitspielenden der Einladung gefolgt: es kam ihnen beleidigend vor, daß man sie belehren wollte. Ebenfalls war keine einzige Schauspielerin erschienen. Gogol schien gekränkt zu sein . . . Er geizte bekanntlich mit solchen Liebenswürdigkeiten. Sein Gesicht nahm einen mürri-

schen und kalten Ausdruck an; die Augen lauerten mißtrauisch. An diesem Tage sah er in der Tat krank aus. Er begann zu lesen — und lebte auf. Seine Wangen röteten sich; seine Augen wurden weit und hell. Er las vortrefflich . . . Ich hörte ihn damals zum ersten — und zum letzten Male. Dickens, der ebenfalls vorzüglich vorliest, spielt seine Romane, sein Lesen ist dramatisch, beinah theatralisch: er allein repräsentiert mehrere treffliche Schauspieler, die uns bald zum Weinen, bald zum Lachen bringen; Gogol frappierte mich dagegen durch seine äußerste Einfachheit, durch seine verhaltene Art, durch seine gewichtige und zugleich naive Innigkeit, die sich scheinbar gar nicht daran kehrte, ob Zuhörer da seien und was die dächten. Es schien, als ob Gogol einzig darum Sorge trüge, in einen Vorwurf einzudringen, der ihm selbst fremd war, und seinen eigenen Eindruck am besten wiederzugeben. Die Wirkung war ungeheuerlich — besonders in den komisch-humoristischen Stellen; man mußte unbedingt lachen — gut, gesund lachen; und der Urheber all dieses Gaudiums vertiefte sich immer mehr in seine Tätigkeit, ohne sich durch die allgemeine Lustigkeit beirren zu lassen; er schien sich selbst über sie zu wundern — und nur ab und zu zitterte um die Augen herum und auf den Lippen das verhaltene Lächeln des Meisters. Mit welchem Staunen, mit welcher Verwunderung brachte Gogol den berühmten Satz des Polizeimeisters von den „zwei Ratten" hervor (ganz am Anfang des Stückes) „Sie kamen, schnüffelten umher und gingen davon!" — Er sah uns sogar langsam an, als ob er die Erklärung eines solchen erstaunlichen Ereignisses suchte. Da begriff ich erst, wie falsch, oberflächlich, aus dem Wunsche nach Possenreißerei heraus, der „Revisor" sonst gespielt wird. Ich saß da in eine freudige Rührung versenkt: das war für mich ein wahres Fest. Leider dauerte es nicht lange. Gogol hatte noch nicht die Hälfte des ersten Aktes zu Ende gelesen, als die Türe geräuschvoll aufging, und durch das ganze Zimmer hindurch lief lächelnd und nickend ein noch ziemlich junger, aber schon ungewöhnlich zudringlicher Literat, und nahm ohne ein Wort zu sagen in der Ecke Platz. Gogol hielt inne, schlug mit aller Gewalt auf die Klingel und sagte wütend zum hereintretenden Kammerdiener: „Ich habe dir doch befohlen, niemanden hereinzulassen." Der junge Literat rührte sich leise, im übrigen war er keineswegs betroffen. Gogol trank einen Schluck Wasser und fuhr im Lesen fort; aber es war längst nicht mehr dasselbe. Er hastete, brummte vor sich hin, verschluckte das Ende der Worte; manchmal ließ er ganze Sätze aus und machte nur eine ungeduldige Gebärde. Das unerwartete Erscheinen des Literaten hatte ihn verwirrt, seine Nerven hielten sichtlich den leisesten Anstoß nicht aus. Nur noch bei der Szene, wo Chlestakow sich in Lügen verwickelt, belebte er sich wieder und hob die Stimme: er wollte zeigen, wie diese wirklich schwierige Stelle aufzufassen sei. In Gogols Wiedergabe erschien sie mir natürlich und glaubwürdig. Chlestakow wird sowohl durch das Sonderbare seiner Lage, wie durch das ihn umgebende Milieu und die eigene leichtsinnige Fixigkeit hingerissen; er weiß zwar, daß er lügt, glaubt aber selbst an sein Gefasel: das ist etwas wie Inspiration, Sinnenrausch, Schaffensfreude — das ist kein einfaches Lügen, keine einfache Prahlerei. „Im Vorzimmer surren die Bitt-

steller, 35 Tausend Staffetten jagen umher, und dieses dumme Pack hier hält Maulaffen feil; was bin ich für ein geschickter, amüsanter, gesellschaftsfähiger junger Mann!“ Diesen Eindruck machte der Chlestakowsche Monolog in Gogols Munde. Aber im allgemeinen war die Rezitation des „Revisors“ an jenem Tage nichts mehr als eine Andeutung, eine Skizze; und all das kam durch den ungeladenen Literaten, der seine Zudringlichkeit so weit trieb, daß er länger als alle anderen bei dem ermatteten, bleichen Gogol blieb und sich sogar in sein Arbeitszimmer drängte.

Im Korridor nahm ich von Gogol Abschied, ich habe ihn nie wieder gesehen.

(Übersetzt von Frida Iehak.)

# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Berlin wechselt die Farbe! Lange Zeit hindurch war diese Börse fester als Wien, Paris und London, am vorigen Montag, gerade am Medio — erlebten wir das Umgekehrte. Wer dann unter dem allgemeinen Drucke z. B. in London verkaufen ließ, wunderte sich, so gut weggekommen zu sein. Nicht, daß es etwa früher in Berlin an einzelnen Ängstlichen gefehlt hätte. Solches ließ sich bereits im Dezember beobachten, als erste Wiener Hände ihre Papiere unausgesetzt an den deutschen Markt brachten. Indessen noch heute sind die Kurse tatsächlich höher als damals! Diejenigen also, die ihre Effekten — haben, verkaufen nicht, weil sie sehen, wie langsam die Mühlen der Politik mahlen, und diejenigen, welche kaufen möchten, rechnen sich aus, daß sie dies im Kriegsfalle noch billiger erreichen könnten. Zwischen diesen beiden liegt der Sumpf d. h. die Geschäftsstille, die nur durch die Schachzüge unserer Spekulation unterbrochen wird. Letztere tut dann das, was sie immer in flauen Tagen zu tun pflegt, sie sucht sich für ihre Hausseengagements den Rücken einigermaßen durch Blankoverkäufe zu decken. Das ist bekanntlich am leichtesten in Bankaktien möglich, da ein Schluß von 100 000 Diskonto-Kommandit oder Handelsgesellschaft schon zu ¾% niedriger ausgeführt werden kann. Unsere plötzliche Kriegsangst läßt sich schon aus der bloßen Lektüre der Depeschen konstatieren, aber charakteristisch genug wird man über die eigne Empfindung so unbillig, daß neuerdings auch eine gewisse Kritik gegen Österreich Platz greift. Andererseits die Börse pflegt sich immer möglichst lange in Friedenshoffnungen zu wiegen, wie dies vor wenigen Jahren wieder beim Ausbruch des Japanisch-Russischen Krieges der Fall war. Natürlich sind die Kursstürze in Industriepapieren ungleich schärfer gewesen, weil zu der schlechten Politik auch die schlechten Marktberichte kommen und der Gelsenkirchener Concern sich nach neuen 65 Millionen zu Vergrößerungen sehnt. Wann kauft unser Publikum Industrie-Aktien? Sobald es 30% Dividende erhofft! Und wann folgen einander die Verkäufe? Bei 10% Dividende. Heute gibt es aber längst einen festen Stamm von Kapitalisten, die sich für beide Eventualitäten nicht irre machen lassen. Übrigens hat die Versteifung des Geldes an sich jetzt, gegen Quartalsende kaum etwas zu bedeuten. Symptomatischer dagegen ist der Umstand, daß alle die neuen Stadtanleihen nicht mehr ziehen. Vielleicht gibt es Oberbürgermeister, die in der Folge ihre Tatenlust etwas zügeln. Unsere politische Stimmung aber ist keineswegs dadurch geschönt, daß Rußland mit einer zweideutigen Note in Wien überrascht hat. Obendrein geben Leute, die

unsern Gesandten in Bukarest, Herrn v. Kidderlen-Wächter, jetzt auf seiner Reise in Deutschland gesprochen haben, von diesem recht kriegsbesorgte Ansichten wieder.

* * *

**Die Schweiz als Getreidekaufmann** dürfte wahrscheinlich bald in Tätigkeit treten. — Ein Schauspiel ebenso neu, wie in seinen Folgen lehrreich für die ganze moderne Sozialpolitik. Das Spiritusmonopol desselben Staates mit seinem Sechs-Millionen-Erträgnis, dessen man sich bei allem Abscheu vor dem Alkohol dennoch freut, umfaßt ein kleines geschlossenes Gebiet. Indessen ein Getreidemonopol, für das die Demokraten und Arbeiter eintreten und dem sogar der Bund nunmehr geneigt ist, würde eine soziale Fürsorge ersten Ranges darstellen; natürlich immer nur, falls es keinen Mißerfolg gäbe. Im Prinzip scheint dieser Versuch, wie wir ihn einstweilen noch nennen wollen, gesund zu sein, da es sich dabei in erster Linie keineswegs um eine neue Einnahmequelle handelt, sondern um die Aufhebung zahlreicher bisheriger Unzuträglichkeiten. Die Schweizer Mühlen sollen technisch zurückgeblieben sein, so daß die süddeutsche Konkurrenz drückend geworden ist. Deshalb will nun der Staat als einheitlicher Getreidekäufer im Auslande auftreten, den ganzen sehr großen Restbedarf für die Bevölkerung übernehmen, um ihn dann den inländischen Mühlen nutzbringend für beide Teile zu verkaufen. Bekanntlich hat nun Getreide einen Weltmarktspreis, mit dem dann auch ein so gewaltiger Einkäufer wie die Eidgenossenschaft beständig rechnen müßte. Es hätte also eine einzige Kommission die unübersehbare Intelligenz zahlloser Kaufleute an den verschiedensten fremden Plätzen ganz in sich zu vereinen. Und gesetzt, daß ein solches künstliches Uhrwerk weder vor- noch nachgehe, sondern ganz genau funktioniere, warum dies alles? Die Schweizer, welche ihre Äcker zum großen Teil in Wiesen verwandelt haben und auf diese Weise einen außerordentlichen Export jahrein jahraus erzielen, dürfen auch ohne Schaden für ihre Handelsbilanz dem Auslande gute Getreidepreise zahlen.

* * *

**Diamantenfabeln** werden nunmehr nach mancher Meinung bei uns sorgfältig im Umlauf gehalten. Sie betreffen unsere afrikanischen Steine, die zuerst in der City und dann Monate später von Herrn Dernburg im Reichstage ausgelegt wurden. Inzwischen haben sich die Laien zu einer Art Patriotenliga in dieser Sache verbunden und werden nicht müde, den Wert unserer Kolonien auch an der Hand unserer dortigen Edelsteinschätze hervorzuheben. Da das zu überhohen Kursen verführen könnte, so täte man vielleicht gut, einmal unsere Juweliere darüber zu hören. Denn nicht die Theoretiker und Beamten wissen, was für den Diamantenhandel taugt, sondern immer nur die Händler selbst. Von diesen aber werden Urteile bekannt, die so durchaus pessimistisch klingen, daß es interessant zu erfahren wäre, ob eigentlich Herr Dernburg neben Bijouteriefabrikanten aus Pforzheim und Hanau auch noch ernste Juweliere befragt habe. Sollten letztere wirklich nicht mehr von ihrer angeblichen Feststellung abgehen, daß diese winzigen neuen Diamanten sich niemals im Weltmarkte Eingang verschaffen könnten, — besonders da Amerika ganz andere Ansprüche mache, — so wäre es wohl Zeit, mit einem immer weiter verbreiteten Irrtum endgültig aufzuräumen. Zugegeben, daß wir in Deutschland gegen unsere eigenen Glückszufälle skeptisch zu sein pflegen, so liegt doch hier in diesem besonderen Falle die unausbleibliche Pflicht vor, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Unsere maßgebenden Juweliere sind sämtlich Hoflieferanten, weshalb sie in politischen Dingen den Mund nicht gerne von selbst aufmachen.

* * *

**Es wird ein starker Kaffee werden**, falls unsere Reichsfinanzreformer mit ihren diesbezüglichen Zollwünschen durchdringen. Natürlich haben sich die Händler sofort gebärdet, als ob sie Elektrizitätsdirektoren wären, d. h. sie sprachen von der bekannten Schädigung des bekannten Allgemeinwohles. Nur daß sie anstatt von der Kraftübertragung von den geheiligten Rechten des brasilianischen Handelsvertrages sprachen. Nun benimmt sich aber Brasilien, wie es hier schon einmal dargelegt wurde, keineswegs sehr gerecht

gegen Deutschland. Denn während wir ihm nicht nur einen Hauptteil seiner Kaffeeernte abnehmen, sondern auch unser bares Geld in seine Eisenbahnen, Provinzial- und Staatsanleihen stecken, gewähren die Herren in Rio bekanntlich nur der Union Vorzugszölle. Zwar könnte ja als Entschuldigung angeführt werden, daß man die brasilianischen Zollbeamten elend genug bezahle, um den Importeuren aus aller Herren Länder die größten Durchstechereien zu ermöglichen, allein offene Mißbräuche heben noch keine gesetzlichen Nachteile auf. Wir brauchten daher auf unser größtes Bezugsland von Kaffee nur wenig Rücksicht zu nehmen, trotzdem eine Abwälzung jener Belastung schließlich auf unsere Konsumenten leider keineswegs ausgeschlossen wäre. Denn die deutschen Händler können doch den Brasilianern mit keinem andern Produktionslande drohen. Die Großen bei uns müßten den Zoll tragen und ihrer Geschicklichkeit, oder richtiger: Festigkeit wird es schon gelingen, sich hierbei auf Kosten der „Kleinen" zu entschädigen. Bei Massenware ist dies sogar der alte Gang der Dinge!

---

## Deutsche und Südslawen.

Von Otto Seidl.

Von den südslawischen Stämmen sind den Deutschen die Winden oder Slowenen an der oberen Drau benachbart, während rings um die Mündung der Drau herum — in Sirmien, in der Batschka und im Banat — Deutsche und Serben nebeneinanderwohnen. Den Slowenen oder gar den Serben gegenüber ist das Deutschtum nicht in der bedrängten Lage, in der sich etwa die Deutschen in den Sudetenländern befinden. Wohl kommt es vor, daß der slowenische Pfarrer seinen Schäflein einschärft, den zu erwartenden Sommerfrischlern nur ja keine deutsche Auskunft zu geben, wohl kämpft die slowenische Bildungsschicht eifrig für die Slawisierung der deutschen städtischen Sprachinseln, etwa durch Errichtung slawischer Mittelschulen. Aber die Bekämpfung des Deutschtums durch die Slowenen ist nicht Volkssache, sondern nur die Folge von künstlicher Verhetzung. Der slowenische Bauer ist sich des Wertes der deutschen Schriftsprache auch heute noch vielfach bewußt, um so mehr als mancher seine eigene schnell und künstlich zusammenerfundene slowenische Schriftsprache schwer versteht (Hofmann v. Wellenhof: „Der Kampf um das Deutschtum VIII", München 1899; 1,40 M.; S. 83). Es war überhaupt ein Fehler der Slowenen, sich eine eigene Schriftsprache zu bilden für ihr Völkchen mit seinen 1 100 000 bis 1 200 000 Menschen. Sie hätten — von ihrem Standpunkte aus — besser getan, das slowenische Volk an die kroatische Sprachgemeinschaft anzuschließen. Wie sehr auch der Slawe durch seine Begabung für die Erlernung fremder Sprachen dem Deutschen überlegen ist, später wird es sich einmal zeigen, daß das Deutsche durch seine Einheitlichkeit gegenüber der slawischen mundartlichen Zerspaltung einen wichtigen Vorteil voraus hat. Dazu kommt dann noch die Verschiedenheit der Schriftarten auf slawischer, gerade auch südslawischer Seite.

Im allgemeinen vermehren sich die Slowenen etwas rascher als die Deutschen, besonders was die eheliche Fruchtbarkeit anlangt. Die Sprachgrenze zieht von Villach abwärts meist etwas nördlich des Drautals; doch haben sich die deutschen städtischen Sprachinseln weiter südwärts in Kärnten und Steiermark gehalten, während das Deutschtum in Laibach nur mehr eine schwer kämpfende Minderheit bildet. Südöstlich von der Hauptstadt aber, nahe der kroatischen Grenze, liegt die berühmte deutsche Sprachinsel Gottschee, mitten in die unfruchtbare Wildnis der „Windischen Mark" versprengt. Viele opferwillige Freunde und mächtige Herren haben über diesem vereinsamten Kinde des Deutschtums ihre schützende Hand gehalten. Seit auch ein eigener Reichsratswahlkreis für die Sprachinsel gebildet ist, darf die Hoffnung auf Erhaltung des dortigen Deutschtums wohl als begründet bezeichnet werden.

In Südungarn und in dem unter serbokroatisch-nationaler Herrschaft stehenden Sirmien steht das Deutschtum dem Slawentum viel kraftvoller gegenüber. Denn hier sind die Deutschen erst seit etwas über 100 Jahren eingedrungen; hier ist das Slawentum des Kampfes mit dem Deutschtum noch nicht gewohnt; ja es ist hier infolge seiner wirtschaft-

lichen Zurückgebliebenheit geradezu der schwächere Teil. Den vielen Kindern der „Schwaben“ bietet der fette Boden reichliche Nahrung, und Sirmien, das nicht — wie Batschka und Banat — unmittelbar unter der Herrschaft der Magyaren steht, entsendet unter seinen Abgeordneten auch einen Deutschen in den kroatischen Landtag (s. „Deutsche Erde“, Gotha 1907, S. 209).

Auch im nördlichen Bosnien gibt es ein paar deutsche Dörfer: Franz-Josefs-Feld, Rudolfstal u. a. Durch den Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien wird die Teilnahme auf unsere Volksgenossen unter den Serben gelenkt. Auch die Zeitschrift für deutsche Schutzarbeit in Österreich, „Der getreue Eckart“ (Wien I, Bräunerstr. 9; 2,50 M. jährl.) berichtet im Februar-Heft 1909, S. 46 mit teilnehmender Freude von diesen kräftigen deutschen Vorposten im Südosten, die friedlich, ohne unter nationaler Verfolgung zu leiden, den habsburgischen Serben als Lehrer dienen. Und so kann man sehr im Zweifel darüber sein, ob es für die heutigen Reichsserben segensvoll war, daß Österreich den eigentlich serbischen Teil ihres heutigen Landes (den es 1718 zu Passarowitz gewonnen), 1739 im Frieden zu Belgrad wieder an die Türkei abtreten mußte. So hat sich im Osten des serbischen Stammesgebiets ein kleiner „Nationalstaat“ gebildet, der nun die Volksgenossen im Norden und Westen zu sich heranziehen möchte. Nicht nur das östliche Bosnien, sondern auch Teile Südungarns, Sirmien und Süddalmatien müßte der Habsburger Staat abtreten, wenn die Vereinigung der Serben auf seine Kosten bewerkstelligt werden soll. Da wäre es doch eigentlich bequemer, wenn die Belgrader Serben freiwillig den österreichischen Verlust von 1739 wieder gut machten! Dann ist die „Einheit der Serben“ errungen! Nur ein kleines Opfer an Eitelkeit wäre nötig! Aber auf jeden Fall mögen die Reichsserben den alten Habsburger-Recken nicht allzu frech reizen. Denn sonst käme wohl ein ganz eigentümlicher, frischer Sinn in das alte Kriegslied; und nicht gegen den serbokroatischen Einheitsgedanken, wohl aber gegen die reichsserbische Frechheit würde es klingen: „..... Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen . . . . .!“!

## Die serbischen Befestigungen.

Von Oberleutnant Harbauer.

Serbien, das mit drei Kriegsmöglichkeiten zu rechnen hat, hat auch demgemäß sein Befestigungssystem aufgebaut. Man unterscheidet in Serbien Befestigungen an der Donau, solche an der Ostgrenze und endlich die befestigte (?) Südfront.

Gleich eingangs sei aber erwähnt, daß permanente Befestigungen im modernen Sinne überhaupt nicht existieren. Erst in den letzten Jahren ging man daran, Pirot, Zajecar und Nis in verschanzte Lager umzubauen. Die Befestigungen bestehen zumeist aus starken Erdwerken mit Aufzügen bis zu 4,5 Meter Höhe, Graben von 4—8 Meter Breite und etwa 4 Meter Tiefe. Die älteren permanenten Befestigungen stammen zum Teil noch aus der Türkenzeit und sind größtenteils nicht erhalten. In großer Zahl finden sich aber im Lande verstreut feldmäßige Befestigungen neueren Datums, die notdürftig erhalten werden und in der jüngsten Zeit verbessert wurden. Die größte Bedeutung kommt wohl den Erdwerken von Aleksinac zu, die die Stadt in einer Entfernung von 1,1 km umgeben. Wie in allen ehemals türkischen Gebieten befinden sich auch noch in Serbien längs der Grenzen zahlreiche kleinere und größere verteidigungsfähige Unterkünfte (Karaulen), die schon im Frieden von der Grenzwache besetzt sind und denen als Stützpunkte (auch für eventuelle Banden) eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Längs der Donaulinie wären als Befestigungen zu nennen jene von Belgrad, Semendria und Eladovo. Ich hatte vor nicht allzulanger Zeit Gelegenheit, die Befestigungen von Belgrad (serbisch Beograd — die weiße Burg) in nächster Nähe zu betrachten. Will man den Serben recht viel Ehre antun, so kann man sagen, daß diese Befestigungen den Charakter einer schlecht erhaltenen Depotfestung tragen, die aber keineswegs der Bedeutung des Platzes (Nähe der Grenze, Landeshauptstadt) entspricht. Die Festungswerke wurden in den Jahren 1718—1739 von den österreichischen Truppen aufgeführt, sind daher beinahe 200 Jahre alt. Die Befestigungen bestehen

aus der oberen und der unteren Festung. Freistehendes, sichtbares Mauerwerk ist vorherrschend, die Anlagen sind verwahrlost und entbehrten bis vor kurzem der Armierung; erst kürzlich wurden die besterhaltenen Positionen armiert und instandgesetzt. Trotz alledem sind die Werke modernen Angriffsmitteln nicht gewachsen. Die obere Festung liegt auf einem die Save-Donau um etwa 40 m überhöhenden Plateau. Der sturmfreie Wall besitzt Außenwerke und ist im Süden durch die vorliegenden Stadtteile maskiert. Die knapp am Saveufer gelegene untere Festung besteht aus einer Umfassung aus freistehenden Mauern und alten Türmen und weist auch eine Anzahl gleichfalls in der letzten Zeit in Verteidigungszustand gesetzter Militärgebäude auf. Auch die in der Nähe des Bahnhofes befindliche Tabakfabrik ist verteidigungsfähig. Südlich und östlich der Stadt besteht in einem Umkreis von zirka 1,5 km in den alten Eugenschen Linien eine Art Kernwerk in einer Länge von beiläufig 5½ km. Durch die dominierende Lage der Festung ist eine Beherrschung der Donau und Save auf Geschützertrag ermöglicht. Die Widerstandskraft Belgrads darf nicht allzuhoch veranschlagt werden.

Südwestlich der Stadt führt über die Save eine etwa 460 m lange Eisenbahnbrücke, die durch den Berliner Vertrag des Jahres 1878 neutral erklärt wurde. Wie noch erinnerlich, haben sich die Serben an diese Vertragsbestimmungen nicht gehalten, sondern den auf serbischem Gebiet gelegenen Teil der Brücke zum Sprengen eingerichtet.

Semendria (serbisch Smederovo) besitzt ein altes aus dem Jahre 1432 stammendes Kastell mit einer 6 m hohen Umfassungsmauer, die von einem ebenso tiefen trockenen Graben umgeben ist; die Umfassungsmauer ist durch 24 Flankierungstürme unterbrochen. Obwohl das Kastell in den letzten Monaten notdürftig renoviert wurde, so kann doch nur von einer minimalen Verteidigungsfähigkeit gesprochen werden. Bis vor wenigen Monaten war das — überdies von den Hügeln im Südwesten eingesehene — Kastell beinahe ganz verfallen. Von Semendria führen mehrere gute Kommunikationen durch das Morawatal und nach Pozarevac. Die Donaustrecke Semendria-Golubac ist unbefestigt, obzwar sich hier mehrere geeignete Übergangspunkte befinden.

Kladovo, eine Depotfestung mit bastionierter Umfassung und einem Reduit, befindet sich nach wie vor im schlechtem Bauzustande und ist überdies von einem südwestlichen, auf etwa einem Kilometer entfernten Rideau eingesehen — besitzt somit keinen militärischen Wert.

Unvergleichlich besser steht es mit den gegen Bulgarien gerichteten Befestigungen.

Die größeren befestigten Orte besitzen Dampfbäckereien, große Artillerie- und Munitionsdepots, sowie Verpflegungsmagazine. Zur Versammlung größerer Kräfte ist der Raum um Nis besonders eingerichtet. Was nun die Befestigungen der südlichen Grenze Serbiens anbelangt, so beschränken sich diese auf eine Reihe von Erdwerken und Karaulen um Vranja und entlang der nordwestlich streifenden, von Gebirgen gebildeten Grenze. Im Innern des Landes kommt noch Kragujevac als Straßenknotenpunkt Bedeutung zu, da es die Operationslinien nach Belgrad unterbindet. In Kragujevac befinden sich zahlreiche militärische Etablissements und eine Waffenfabrik. Aus diesem Grunde besteht auch schon seit Jahren der Plan, Krajugevac — da es überdies sowohl bei einem Einfall aus nördlicher wie aus östlicher Richtung zu einem den Eingang in das Landesinnere sperrende Reduit werden kann — als verschanztes Lager auszubauen.

---

## Die militärische Lage Österreich-Ungarns gegenüber Serbien.

Von v. Witzleben.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung setzt ihre Rüstungen mit vollendeter Sicherheit aber ohne Geräusch fort, um für alle Fälle bereit zu sein. Seit kurzem ist auch die volle kriegsmäßige Munition für die Feldartillerie fertiggestellt und verteilt und dazu sind besondere Vorkehrungen sowohl in den beiden neuen Provinzen wie auch längs der Donau-Savegrenze getroffen worden. Diese Vorsorgen erstrecken sich auf die Erhöhung

der Friedensstände bei allen im Bereiche des XV. Armeekorps (Sarajewo) dislozierten Truppen und auf die Vermehrung der dortselbst stehenden höheren Einheiten um eine Truppendivision, die in zwei Gebirgsbrigaden gegliedert ist. Durch die Erhöhung der Friedensstände hat die Gefechtsstärke des XV. Korps eine Vermehrung auf rund 60 000 Mann erfahren.

Die Truppentransporte aus dem Reichsinnern erfolgten derart, daß aus allen Korpsbereichen Niederösterreichs, Böhmens, Galiziens und Ungarns von verschiedenen Regimentern die vierten oder andere Bataillone herangezogen wurden und mit diesen Truppenteilen zwei Gebirgsbrigaden zu drei bis sieben Bataillonen und einer Gebirgsbatterie gebildet wurden.

Das XV. Armeekorps gliedert sich sonach heute in drei Infanterietruppendivisionen (Nr. 1, 2 und 48) mit insgesamt 12 Gebirgsbrigaden, 1 Gebirgsartilleriebrigade zu 3 Regimentern zu je 4 Batterien, 2 Eskadrons Kavallerie, 2 Pionierkompagnien, 1 Festungsartilleriekompagnie und 4 Gebirgstraineskadrons, das Militärkommando in Zara, dem Süddalmatien untersteht, in zwei Gebirgsbrigaden, so daß für etwaige Operationen nach Montenegro und Serbien zusammen an Infanterie 14 Gebirgsbrigaden sofort zur Verfügung stehen. Dieses Kräfteaufgebot dürfte jedoch schwerlich ausreichen. Für einen Feldzug nach Serbien rechnet man unter Berücksichtigung des zu erwartenden Guerillakrieges und der dadurch bedingten umfangreichen Vorsorgen für den Etappenschutz auf ein Aufgebot von 4 bis 5 Korps, das wären nach der normalen Ziffer rund 240 000 bis 300 000 Mann, während für die Operationen in Montenegro ca. 100 000 Mann als notwendig erachtet werden. Im Falle des Eintritts unmittelbarer Kriegsgefahr müßten daher sehr umfangreiche Transportbewegungen erfolgen, die gegenüber Serbien zwar ohne besondere Schwierigkeit zu bewältigen sind, da eine weitere Kräftigung der Drinaposition, wo schon heute rund 30 000 Mann stehen dürften, einerseits kaum erforderlich, andererseits, dank der guten Bahn- und Straßen-Verbindungen unschwer erfolgen könnte, jedoch gegenüber Montenegro nur dann ohne große Reibungen bewirkt werden kann, wenn auch die Flotte hierzu herangezogen würde. Hierbei kommt in Betracht, daß Österreich-Ungarn unter Festhaltung der Drinalinie mit den Hauptkräften aus dem unteren Banat vorgehen dürfte, während gegenüber Montenegro eine Operation über die Cerna gora und von der Küste aus über Spizza gegen die zentralen Becken in Aussicht stehen mag. Soweit aus unvorsichtigen Äußerungen serbischer und montenegrinischer Politiker zu schließen ist, besteht der Kriegsplan dieser Staaten darin, Bosnien und die Herzegowina zu insurgieren und dann, wo tunlich, durch eine gemeinsame Operation, etwa mit Kalinovik als Bindelinie, über das südöstliche Bosnien gegen Sarajewo-Mostar loszumarschieren. Diesen Möglichkeiten erscheint österreichischerseits durch die Befestigungen, durch Errichtung eines verstärkten Grenzschutzes, durch die Organisierung von Streifkommandos wie durch die ausgiebige Verstärkung der exponierten Stationen vorgebeugt. Gegenüber Serbien kommt es hierbei auf die unbedingte Festhaltung der Drinalinie an. Dementsprechend sind die großen Übergangspunkte über die Drina bei Foca, Gorazda und Visegrad befestigt und neuerdings durch Truppenzüge wesentlich verstärkt worden. Von Nachteil ist nur, das die einzelnen Übergänge sehr weit voneinander liegen, so daß eine gegenseitige Unterstützung schwierig ist und daß abwärts Loznica das serbische Drinaufer das bosnische um einen Meter überhöht und fast überall eine Annäherung und Ansammlung gestattet, während das bosnische frei und offen daliegt.

Wahrscheinlich ist nun, daß das Gros der im östlichen Bosnien, in Banjaika und Dolna-Tuzla, untergebrachten 48. Infanteriedivision über Loznica, mit Teilen über und nördlich Zvornik vorgehen wird, während über Ljubovija die aus Sarajevo vordirigierten und für die Operation über Rogatica-Visegrad entbehrlichen Kräfte angesetzt werden dürften. Hierzu ist zu bemerken, daß die vorhandenen Streitkräfte für die Durchführung einer kräftigen Offensive über die Drina nicht ausreichen, daß vielmehr die an der serbischen Grenze verteilten beiden Infanteriedivisionen nur die ersten Staffeln des erforderlichen Machtaufgebotes sein können, während das Gros erst aus dem nächstbefindlichen Korpsbereiche von Agram (13. Korps)

heranzuschieben sein wird. Und dies umsomehr, als mit einem starken Vorstoß serbischer Truppen über die Drina gerechnet werden muß.

Wesentlich einfacher liegen die strategischen Verhältnisse im Norden Serbiens. Hier bilden Save und Donau eine so mächtige Grenzbarriere, daß von einem strategischen Überfall Serbiens nicht die Rede sein kann. Weiter bestehen viel günstigere Verhältnisse für die Versammlung sehr starker Streitkräfte, indem das Kommunikationsnetz die rasche Ansammlung zahlreicher Truppen ermöglicht und die vielen wohlhabenden Ortschaften deren Unterbringung begünstigen. Als Aufmarschraum des Gros kommt das untere Banat in Betracht, das ist der Raum Pancsova-Weißkirchen, in welchem vier Bahnen münden und die Donau als Transportlinie eine große, in allen bisherigen Kriegen in Erscheinung getretene Rolle spielt. Von hier aus ergeben sich günstige Operationsrichtungen durch das Tal der zentralen Morava, der Kornkammer Serbiens und seiner wirtschaftlichen Basis. Diese Richtung ist aber auch deshalb von so großer Bedeutung, weil sie die für den Bewegungskrieg geeigneten Räume umfaßt und umrandet und bei den schwierigen Nachschubsverhältnissen die Durchführung der Okkupation wesentlich erleichtern würde. Die Operationsrichtung über Visegrad-Cacak und jene durch das Moravatal stellen die große äußere Umrandung des wahrscheinlichen Kriegstheaters dar; gelingt es einer österreichischen Offensive Herr dieser Linien und der sie begrenzenden Räume zu werden, so tritt eine allseitige Abschließung und Einschnürung der serbischen mobilen Kräfte in den westlich und nördlich davon gelegenen Räumen ein, die im Verlaufe der Ereignisse zu einer Kapitulation geführt werden könnte. Ein Hinarbeiten auf eine derartige Lösung des Problems der Niederwerfung der serbischen Anarchie erscheint auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß nur ein Festhalten der serbischen Streitkräfte den späteren Bandenkrieg verhüten kann, von Wichtigkeit; ist die serbische Armee geschlagen und, womöglich zerniert — die konzentrischen österreichischen Operationslinien weisen gebieterisch darauf hin, diese Zernierung anzustreben, — so ist auch der Widerstand des Landes gebrochen.

Bei der Forcierung der Save-Donau ist der Donauflotille (12 Schiffe) eine besondere Rolle zugewiesen. Schätzungsweise dürften im Banat etwa zwei bis drei Korps, in Syrmien ein Korps, an der unteren Drina eine verstärkte Infanteriedivision und im Gebirgslande östlich des Banates zwei bis drei Gebirgsbrigaden zur Verwendung gelangen, sodaß das Kraftaufgebot gegenüber Serbien sich auf vier Korps und zwei selbständige Infanteriedivisionen belaufen könnte.

Die serbische Hauptkraft wird, wie aus mehreren Anzeichen hervorzugehen scheint, im Raume Valjevo-Uzice bzw. Aranjelovac-Sviljainac versammelt mit Kragujevac als befestigten Stützpunkt. Es ist kaum zweckmäßig, die serbische Armee qualitativ gering zu schätzen. Serbien rüstet seit Oktober des verflossenen Jahres, bildet seine Reservisten in vierwöchigen Turnussen aus, bestellt neue Gewehre, Geschütze und Kriegsmaterial und ist auch in der Lage, das Bestellte zu bezahlen, woraus geschlossen werden muß, daß das Land im Kriegsfalle nicht aus Mangel an materiellen Mitteln unterliegen wird; es hat mächtige Gönner. Inwieweit in Bosnien und der Herzegowina selbst die Möglichkeit einer Aufstandsbewegung vorliegt, sei dahingestellt.

Es scheint zwar sehr leicht, die Bewegungen der serbischen Streitkräfte, die fast durchwegs auf langen Straßen und in kultivierteren Teilen erfolgen, zu überwachen, dagegen ist aus der serbischen Presse fast gar nichts über derlei Verschiebungen zu erfahren, so daß die Gefahr besteht, bei nicht umfassend organisiertem Kundschafterdienst Überraschungen entgegenzugehen. Ganz im Gegensatz hierzu lassen sich die militärischen Maßnahmen Österreich-Ungarns aus den ungarischen Blättern bis ins kleinste Detail verfolgen, ja die Unvorsichtigkeit oder Ungewißheit der Preßüberwachungsstellen ging so weit, daß aus der Danksagung der mit Weihnachtsspenden beteiligten Truppen die genaue Kriegsgliederung des XV. Korps entnommen werden konnte, die bis dahin streng geheim gehalten worden war. Ein Schulbeispiel, wie man es nicht machen soll!

Was nun die militärische Situation Österreich-Ungarns gegenüber **Montenegro** betrifft, so gestalten sich hier die Verhältnisse dank der seit

der Okkupation Bosniens und der Herzegowina geschaffenen umfangreichen militärischen Einrichtungen wesentlich günstiger als gegenüber Serbien. Die große Armut an Hilfsquellen in der Herzegowina, das gering entwickelte Kommunikationsnetz und die äußerst schwierigen Unterkunftsverhältnisse, wie sie noch in den achtziger Jahren vorlagen, führten zu einer Reihe administrativer Maßnahmen, die auf den Kommunikationsbau und zwar in erster Linie wieder auf die Schaffung leistungsfähiger Verbindungen mit der Monarchie (Bahn und Schiffahrt), auf die Anlage eines tunlichst engmaschigen Netzes von guten, jederzeit benutzbaren Straßen, weiter auf die Sicherung der Benutzung dieser Kommunikationen und auf die Verbesserung der Wasser- und Hilfsmittelverhältnisse abzielten. Zu diesem Zwecke wurden im besonderen zahlreiche Befestigungen geschaffen.

Diese Befestigungen dienen zur Festhaltung der betreffenden Punkte, schaffen gesicherte Lagerräume und Depots für größere Kräfte, können daher als gesicherte Sammel-, Ausgangs- und Stützpunkte für Operationen dienen und sind somit als fortifizierte Aufmarschräume zu betrachten. Da jede der drei Grenzfestungen: Bilek, Trebinje, Cattaro mit Garnisonen von rund 10 000 Mann belegt ist, während das Gros der eventuellen Operationstruppen gestaffelt bis Mostar zurückreicht, ist eine für den Vormarsch in diesem Gelände sehr zweckmäßige Kräftegliederung schon durch die Garnisonierung gegeben. Die umfassende Gestaltung der Grenze ermöglicht zudem ein konzentrisches Vorgehen.

---

## Allerhand Proletarier.

Von Otto Corbach.

Zu den Grundlagen der sozialdemokratischen Weltanschauung gehört auch die Auffassung, daß innerhalb des internationalen Proletariats der Trieb zur Vereinigung stärker sei als das Bedürfnis des Wettbewerbes. Schon im kommunistischen Manifest heißt es: „Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation.“ Deshalb sollen sich die Proletarier aller Länder zum Kampfe gegen ihre gemeinsamen Bedrücker, die „Bourgeoisie“ vereinigen. Nun ist kürzlich, bei der jüngsten Polendebatte, im deutschen Reichstage von einem bürgerlichen Redner darauf aufmerksam gemacht worden, daß es mit der berühmten sozialistischen Brüderlichkeit unter Proletariern verschiedener Länder in Wirklichkeit recht schlecht bestellt ist, daß in Australien auch von sozialistischen Arbeitern farbige Brüder aus Asien nicht geduldet werden, daß auch der deutsche Arbeiter fremden Eindringlingen übel gesinnt ist und man selbst bei uns in der sozialistischen Literatur hin und wieder Vorschlägen für Ausnahmemaßregeln gegen ausländische Arbeiter begegnet. Die Genossen Hue und Ledebour haben das alles mit Feuereifer bestritten und Beweise verlangt. Man brachte sie ihnen nicht bei, aber es gibt deren deswegen doch. Max Schippel hat im Septemberheft des Jahrganges 1906 der „Sozialistischen Monatshefte eine ganze Reihe von Beispielen zusammengestellt, wo von deutschen Sozialdemokraten eine Ausschaltung ausländischer Arbeiter durch behördliche oder gesetzgeberische Maßnahmen verlangt worden ist. „Der Pole in den altdeutschen Bergwerksrevieren, der Italiener bei den Bauten, der Farbige auf den Schiffen wird im Kampfe um Dasein und Brot als ein Schädling und deshalb als ein Feind empfunden, den man sich am besten ganz und gar vom Halse hält“, erklärt Schippel. Im April 1900 faßte der Bergarbeiterverband auf einer Tagung in Altenburg einstimmig einen Beschluß, wodurch die Reichsregierung ersucht wurde, „den Import fremdsprachiger ausländischer Arbeiter in die Bergreviere zu verbieten“. In Kommunalvertretungen kommt es häufig vor, daß von sozialistischer Seite beantragt wird, Unternehmer bei der Ausschreibung öffentlicher Arbeiten nicht zu berücksichtigen, die „nichtdeutsche Gehilfen und Arbeiter in erster Linie beschäftigen“. Schließlich sei daran erinnert, daß die vierte Generalversammlung des Verbandes der organisierten Seeleute Deutschlands im Jahre 1905 einen

Beschluß faßte, wodurch sie den Zentralvorstand beauftragte, „bei der Reichsregierung dahin vorstellig zu werden, daß die Verwendung von farbiger Mannschaft auf subventionierten Schiffen verboten wird".

Es ist oft ergötzlich zu beobachten, wie sich das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei krümmt und windet, um seinem Groll gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter Ausdruck zu geben, ohne an das Dogma des sozialistischen Internationalismus zu rühren. Da wird den Agrariern und Industriellen von Zeit zu Zeit Mangel an Rücksicht auf die Volksgesundheit vorgeworfen, weil sie fremde Arbeiter beschäftigen, die Seuchen einschleppten. Der „Vorwärts" scheint diese Taktik seinen schlimmsten Feinden, den Agrariern abgelernt zu haben, die die Grenzen gegen fremdes Vieh gesperrt wissen wollen, weil es Seuchen einschleppe. Nach dem Beispiel der Agrarier eine Sperrung der Grenzen zu verlangen, wagt der „Vorwärts" ja nicht; denn das würde zu offensichtlich gegen einen der ersten Grundsätze der sozialdemokratischen Lehre verstoßen. Man zetert über ein Übel, wagt aber nicht, das Mittel für seine Abhilfe zu nennen, um nicht gegen das Marxsche Evangelium zu sündigen. Als ob man von den heimischen Arbeitgebern erwarten könnte, daß sie aus freien Stücken auf die Beschäftigung billiger ausländischer Arbeiter verzichteten. Wenn sie es aber täten, würden natürlich die deutschen Genossen es mit ihrer internationalen Gesinnung unvereinbar halten, wenn die abgewiesenen fremden Arbeiter deswegen in ihrer Heimat infolge mangelnder Arbeitsgelegenheiten verhungern müßten.

Mit Gründen der reinen sozialistischen Lehre läßt sich eine Erschwerung der Einwanderung und des Wettbewerbes fremder Arbeiter gar nicht rechtfertigen. Wenn diese die Löhne drücken, so steht es den organisierten heimischen Arbeitern frei, sie darüber aufzuklären, und nach der Marxschen Lehre muß ja die Entwickelung der Industrie auch in solchen Fällen von selbst dahin wirken, die Interessen, die Lebenslagen auszugleichen und an Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation zu setzen.

In Wirklichkeit ist der Marxismus in dieser Hinsicht graue Theorie. Es gibt allerhand Proletarier, und die Interessen der Proletarier verschiedener Länder stehen sich oft schroff gegenüber. Der englische Arbeiter braucht heute Zölle und Einwanderungsbeschränkungen, um sich gegen festländische Konkurrenten behaupten zu können und englische Schutzzölle würden die Erzeugnisse festländischer europäischer Arbeiter von manchen Absatzmärkten ausschließen, also deren Arbeitsgelegenheiten vermindern. Die Gegensätze unter den Proletariern verschiedener Länder rühren hauptsächlich daher, weil ihre Fähigkeiten, aus einem bestimmten Lohn den größtmöglichsten Effekt für ihre Lebenshaltung zu erzielen, recht mannigfaltig sind, und überall, wo in das Gebiet einer einheitlich organisierten Arbeiterschaft nationalfremde Arbeiter eindringen, die auf Grund ihrer Naturanlagen zu Bedingungen ihr Leben fristen und sich fortpflanzen können, unter denen die verwöhnteren einheimischen Arbeiter schlechterdings nicht mehr bestehen würden, da fehlt jede Möglichkeit des Ausgleichs, da kommt es zu einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein. Das wollen sich die sozialistisch gesinnten Proletarier gegenseitig nicht eingestehen, und deshalb wird der Widerwille gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter gewöhnlich mit moralisierenden Redensarten zu bemänteln gesucht. Besonders kennzeichnend war hierfür der Kampf der arbeiterfreundlichen Liberalen in England gegen die „Chinesensklaverei", in Südafrika bei den letzten allgemeinen Wahlen. Als später Chamberlain im Parlament nachwies, daß von einem Sklavenlos der Kulis in den Minen am Rand gar nicht die Rede sein könnte, antwortete ihm Winston Churchill: „Ich verstehe, daß ein Gehirnarbeiter, wenn er keine Vorstellungskraft besitzt, nicht ahnt, wie dem einfachen Manne zumute ist, der nichts zu verkaufen hat als den Schweiß seiner Stirn, wenn er sieht, wie sich das kosmopolitische Kapital mit den ungeheuren Arbeiterreserven Asiens verbindet. Angst ist es, was ihn beschleicht, und ist diese Angst begründet, so droht die europäische Zivilisation in ihren Grundlagen erschüttert zu werden."

# Geijerstams letzter Roman.

Von Hans Franck.

Nachdem es in den Brüdern Mörk geschienen hatte, als ob Gustaf af Geijerstams Kraft nachgelassen hätte, als ob die Hände, einst so kraftvoll und sicher, müde und zittrig geworden wären, hat der Dichter, der eben, ein Fünfzigjähriger, gestorben ist, in seinem letzten Buche uns noch einmal seine reiche Kunst in ihrer ganzen Stärke gezeigt. Noch einmal hat er in ein Werk seiner Hände seine tiefdringende Milde und seine Kraft überströmen lassen, die verworrenen Dinge des Lebens zu verklären, daß sie rein und neu vor unsern Augen erstehen, und uns damit ein Buch geschenkt, dem bestimmt ist, neben der „Komödie der Ehe", neben „Frauenmacht" und dem „Buch vom Brüderchen" ein Teil unseres Lebens zu werden.

Die, die alles auf eine Formel bringen müssen, werden auch Thora (S. Fischers Romanbibliothek, Preis 1 Mark) eine Ehegeschichte nennen, werden nicht mehr darin sehen, als die bekannte simple Erzählung von dem alten Manne, der jungen Frau und dem Dritten, zu dem sie innerlich von Anbeginn gehörte. Und doch bedeutet das Buch weit mehr. Es ist die Geschichte eines Lebens. Ist die ergreifende Gestaltung einer schweren, großen, sehnsüchtigen Natur, über die die Flügel des Glückes hinwegrauschen. Nur soviel, als sie mit einem Augenaufschlag davon erhaschen kann, wird ihr von der tiefbegehrten Lebensfreude. Sie muß in die Fremde ziehen, die ihr Herz verachtet, muß einem Manne angehören, zu dessen Innern sie nie den Schlüssel findet. Sie bangt, leidet verschließt sich, kämpft, wird überwältigt, flieht vor sich selber, sucht den Frieden in der tiefgeliebten Heimat, eilt dem Manne zu, der ihr bestimmt war. Sie ist frei. Noch einmal rauschen — ferne schon — die Flügel des Glückes. Aber nun im Aufschauen kommt ihr das Erkennen. Mit dem Kleinwerden, dem Sich-bescheiden-müssen, das es bringt, findet sie sich und ihre Kraft wieder. Sie kehrt mit ihrem Kinde in die tiefgehaßte Fremde zurück, wird stille in Ergebenheit an Arbeit und Pflicht, gewinnt Festigkeit und am Ende blüht ihr karge, wehmütige Freude.

Wieder hat Geijerstam — wie so oft — das gemeinsame Glücksuchen von Mann und Weib gestaltet, in dem ihm nicht die Zweigeschlechtlichkeit die Hauptsache war, sondern das vereinte, oft sich widerstreitende Suchen-müssen, das Nacheinander-trachten zweier Menschen, das Sichbegehren-müssen und — nur zu oft — das Nichtfinden-können. Wieder hat er die Fragen, die wir so manches liebe Mal aus seinem Munde vernahmen, gestellt: Was weiß ein Mensch vom andern? Womit kann einer dem andern, wenn das Unglück heranstapft, die Leidenschaft aufloht, der Sinn irre wird, der Tod klopft, helfen? Sind wir nicht immer, mitten im tiefsten Leid, mitten in der seligsten Freude, mit uns allein? Wer von uns ist, wenn er der Medusa Leben in die Augen blicken muß, diesem Blick gewachsen? Sind es nicht die Besten, die darüber zerbrechen? Und noch einmal hebt er uns über das dumpfe Gefühl hinweg, daß kleinliche Kräfte ihr Spiel mit dem Menschen treiben, daß Schuld und Fehle niedrigster Art den Ausgang des Lebenskampfes herbeiführen. Ein letzes Mal bekennt er den Glauben an die tiefgeheimen Mächte, die, endlich aller Weisheit voll, die Menschengeschicke bestimmen.

Wie wehmütig klingen nun, da der Tod über ihn gekommen ist, die letzten Worte des letzten Buches Gustaf af Geijerstams:

„Der Bergrücken schnitt ihr die Aussicht ab; aber über den Buchen leuchtet die Abendsonne. Und da sah Thora manchmal ihr eigenes Leben so schön, daß alles, was sie an Gutem und Bösem erlebt hatte, ihr entgegenklang wie Töne eines Liedes, oder schimmerte wie Märchenbilder. Und wie in einem Traum, der mit dem Ernst des Alltags gar nichts zu tun hat, ward es ihr klar, daß das Höchste im Leben das ist, was der Mensch nie greift und faßt, was über allen Grenzen ist. Einmal war auch sie ihm nahe gewesen. Und mehr erreicht kein Mensch.

Und dieser Erinnerung lächelte sie noch nach, als schon ihr Leben dem Abend entgegenglitt."

Geht nicht ein seliges Trösten von der Tatsache aus, daß Geijerstams letzter Satz vom Lächeln über das Leben erzählt?

# L'homme esprit.

Von Bernhard Ihringer.

Wer kann die merkwürdige Tatsache erklären, daß in dem witz- und geistgesättigten Zeitalter der Aufklärung Witz und Geist als menschliche Sprudelkräfte so fanatisch zugeschüttet und verleugnet wurden? Wenn man die herrlichen braunen Ganzlederbände mit den prachtvoll gepreßten Goldtiteln, wie sie heutigentags noch in Paris um weniges in Trödelmagazinen aller Art feilgeboten werden, durchblättert und die große Reihe der Männer vom Geist vorbeiziehen läßt, dann staunt man, wie der sprühende Geist mit seinen Funken nur die Welt, die Sitten, die mores aller Halbmenschen bewerfen und in diesem Brillantfeuer von Objektivierungen sein eigenes schöpferisches Subjekt so jämmerlich verkennen konnte. Aufklärung — dieses Zauberwort, das zur Attacke bläst auf alles Brüchige, Morsche, Versteinerte und Verrostete, breitet mit seiner ungeheuren Schätzung der Umwelt eine unbesiegelte Staubwolke über die armen Aufklärer selbst, die im Eifer des Gefechts sich gegen sich selbst wenden und dort das zu tilgen versuchen, was ihnen am Anfang ungeheure Macht über ihre Gegner gab. Gewiß hat es keine Zeit gegeben, die soviel Geist — oder sagen wir besser esprit — verbrauchte und dieser eigentümlichen Kraft so wenig Achtung bezeigte. L'homme machine! Das war der Schlußpunkt der Aufklärungs-„Philosophie", ihr Triumph und ihr Grab.

Bei uns Deutschen vegetiert immer noch die Auffassung von der „oppositionellen", „dem französischen Staatsgebilde feindlichen" Aufklärung. Das ist sicher grundfalsch. Der Staat Ludwig XV., in dem jedes Rädchen ins andere griff, der sich so glatt abwickelte wie die Newtonsche Weltenuhr mit ihrem Weltbaumeister, der in seinem reizenden Gegensatz zwischen Kirchlichkeit und Scheusäligkeit an die Renaissancepäpste zurückmahnt, ist der Prototyp der unifizierenden Systeme à la Lamettrie, Helvetius und wie sie alle heißen, die als ordnungsliebende citoyens kein solches unfaßbares und unarretierbares Gebilde „Geist" herumspucken lassen wollten. (So ähnlich wie unsere modernen Naturforscher, die auch nicht merken, wie sie damit ihrer vielgerühmten „Geistes- und Denkfreiheit" den Garaus machen.) Diese Leute kamen sich alle ungeheuer revolutionär vor, wenn sie ein paar Sonntage nicht in der Messe waren, nicht beichteten, und ragten doch mit keinem Haar über ihre nach Gesetzen dürstende Zeit hinaus. In der Vollblüte des englischen Staatsbewußtseins, während und nachdem Cromwell heißes Blut geschaffen hatte, sprach Hobbes seine Lehre vom omnipotenten Staat aus, der alle Forderungen von Gewissensfreiheit usf. höhnend, seine Bürger zum Bekenntnis einer, seiner Religion zwingen sollte. Nicht England, sondern Frankreich realisierte diesen Satz in der Praxis, indem es trotz aller schönen Worte auf dem Papier die Protestanten an allen Ecken und Enden in den Hintergrund schob. Dagegen kämpften die „Aufklärer"; aber sie waren Franzosen genug, es mit den Konsequenzen nicht allzu scharf zu nehmen. Wer ihre Geschichte studiert, mag sich wundern, alle Augenblicke auf irgendeinen Abbé zu stoßen, der ruhig und fidel im Strom der Neuerer schwamm, ohne mit seinen „Obern" in ernste Konflikte zu kommen. Die Staatskirche Frankreichs funktionierte in der Regel nur, wenn der „weltliche Arm" den Wink dazu gab.

Deo erexit Voltaire. Eine feine Charakteristik der pathetisch und tugendrühmend wie die Helden Racines in der purpurverbrämten Atheistentoga einherstolzierenden Gallier. Dieses unvorsichtige, eingemeißelte Wort ihres Oberhauptes hat den Späteren ein leises Schleierlüften gestattet. Die liberalen Biederseelen unserer Historiker gruben eine Menge von Rittern ohne Furcht und Tadel vor uns aus, die im heiligen Feuer zur Wahrheit, programmbeladen, überzeugungstriefend durch die Buchläden schwebten und der verkommenen Welt beständig Körbe voll „Fehdehandschuhen" an den Kopf warfen. (Wahr ist's freilich, daß wir Deutsche, bei denen alles Übernommene sich so leicht verzerrt, mehr als einen solchen aufklärenden Hausknecht und Metzgermeister in unserer Literaturgeschichte sitzen haben und daß auch heute noch manche Gervinusnatur über die ästethischen Drahtstege stolziert.) Keine harten Römer, keine Cäsaren, Arioviste oder Vercingetorixe „kämpften"

für die „neue Zeit"; sondern leichtlebige Salonmenschen, Franzosen des französischsten Jahrhunderts plauderten und spotteten die neue Weise im Tanzschritt herein, die alte hinaus. Auf kleine Konzessionen kam es dabei nicht an.

Es dürfte sich überhaupt empfehlen, unter „Weltanschauung" nicht immer so etwas wie eine gedruckte Gesinnungsgrammatik zu verstehen und von dieser, aus unserer modernen Cliquen- oder Parteisucht geborenen Warte aus die Jahrhunderte zu überblicken. Die Renaissancemenschen betraten gerne die Kirchen ihrer Meister, die Aufklärer bauten gar selbst welche und bekämpften den Atheismus. Der alte Kardinal und Mystiker, der am Anfang unserer modernen Philosophie steht, Nicolaus Cusanus, hat mit seiner „coincidentia oppositorum" vielleicht weiter geschaut als gewollt.

— — — — — — — — — — — — — —

Immer noch mag Voltaire als Repräsentant von vielen, vielen dienen, in denen der Kern der Zeit weniger wesenhaft lag. Dieser Mann — „Mann" klingt hier eigentlich etwas sehr germanisch, deplaciert — mit seiner bemerkenswerten Verständnislosigkeit für das was wir „Charakter" nennen, mit seiner Freude am höfischen Wesen und Treiben, am ganzen Firlefanz des Rokoko, der das Geld so liebte wie ein Deutscher seine Grundsätze, der einem halben Jahrhundert fast als Bildungsorakel diente, der als Gutsherr von Ferney in seine Kirche ging, um das Abendmahl zu empfangen und gleich darauf von diesem „Frühstück" nach Paris zu schreiben, dem das Lügen als edle Kunst erschien, der mit seinen œuvres einen Eitelkeitsskandal auf dem Büchermarkt vollführte, der ein paar Hugenottenfamilien vor dem Gerichtspöbel rettete — das ist Voltaire — das ist die Aufklärung. Ach hätten doch alle diejenigen, die bedrucktes Papier daraus und darüber gemacht haben, nur ein wenig ihres Geistes, dann könnten wir das Kriegsbeil der Debatte begraben. Voltaire, der Gott mit den „Charakter"-Allüren eines Gassenbuben wäre damit am ehesten einverstanden. Er war der bewußteste aller „zeitlichen" Geister (ein feines Wort des Grafen Keyserling,) zeitlich wohl der erste Kulturpolitiker, den die Neuzeit sah.

Und damit für uns eben wirklich nur ein Name, eine Zahl, die nicht größer dadurch wird, daß allerlei Gelehrte eine Menge Nullen davor stellen. Im Inselverlag gab neulich Dr. Käthe Schirmacher eine Auswahl seiner Briefe heraus, die das Bild eines in hohen Kreisen akkreditierten Diplomaten gibt, der in seiner Hausapotheke wenig Moralin beherbergt. Wertvoller dünkt mir die Übersetzung einer Anzahl „Erzählungen", die Ernst Hardt bei Wiegand & Grieben erscheinen ließ. „Zadig", „Candide" und die „Prinzessin von Babylonien" sind zwar bekannt genug, aber in der geschliffenen Sprache Hardts kommt mancher Effekt erst recht heraus. Effekt und Pointe waren für Voltaire die elementarsten Ausdrucksformen; er war auch in seiner Sprache Diplomat, mehr noch Taschenspieler, der die Laune ganz harmlos der Berechnung in die Zügel greifen ließ.

Friedrich Albert Lange hebt einmal hervor, wie Voltaire allen systematischen Versuchen seiner Gesinnungsgenossen gegenüber sich stets auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes gestellt habe. Er vergißt, daß selbst diese geruhsamphilisträse Basis für den Urtypus aller Skeptiker nicht existierte, daß sein einziger Grundsatz der war, keine Grundsätze zu haben. Diese gedanklichen Monstren waren ja auch unbequem genug in der satinierten Hofluft des esprit. Sie paßten nicht in die aristokratische Welt, in der alle diese Spötter, Lästerer, Zerstörer und doch echte Kinder der vornehmen Sonderlinie lebten, die sie verstärkten und doch nicht erhalten konnten. Es ist eine merkwürdige Ironie der Tatsachen, daß die Vollender und Söhne der feinen Herren ihre wohlgepflegten Hände für die Metzgerarbeit der Revolution nicht zu gut hielten. Die positive Gesinnung, der Enthusiasmus, die Überzeugung — alle Tugenden des Biedermanns erlebten ihren furchtbaren Ausbruch, als die gepuderten und geschminkten Aperçus der skeptisch lächelnden Aufklärer sich zu ihren Konsequenzen abklärten. Kein Zweifel: die begeisterten Jakobiner, die den toten Voltaire im Pantheon begruben, hätten den lebenden aufs Schafott geschleppt.

L'homme esprit war tot . . . Es kam die Zeit, da es, wie in Hobbes Konstruktion des „Naturzustandes" auch hieß: homo homini lupus. Übersättigt von der Salonluft der Bonmots, der lächelnden Skepsis probierte es der wildgewordene Bourgeois

mit dem Fallbeil statt mit der Feder, sich Gehör zu verschaffen. Der Erfolg war überwältigend, wie noch immer, wenn der Theorie ihre eigene Praxis den Garaus machte. Die „Intelligenz" zog aus und überließ Frankreich für die nächsten zwanzig Jahre dem kommenden Mann der Tatsachen.

### Notiz.

Die Wiedergabe der Marées-Zeichnung in diesem Heft und der Marées-Bilder im 12. Heft geschieht mit Genehmigung des Herrn H. v. Marées in Halle a. S.

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Dr. Wladan Georgewitsch. Serbischer Ministerpräsident a. D. Die serbische Frage Stuttgart, Berlin, Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Rudolf Martin, Regierungsrat. Fürst Bülow und Kaiser Wilhelm II. Leipzig-Gohlis, Bruno Vogler, Verlagsbuchhandlung. Preis geh. 4 M.

Karl von Levetzow, Der Bogen des Philoktet Tragödie in drei Akten. Berlin-Westend. Verlag Erich Reiß.

Gerhart Hauptmann. Griselda. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Peter Riedl. Wieland der Schmied. Ein dramatisches Heldengedicht in zwei Teilen. Prag, Druck und Verlag von Gustav Fantas Nachf.

Voltaires Briefwechsel. Ausgewählt und übertragen von Käthe Schirmacher. Leipzig, Insel-Verlag.

Felix Braun. Gedichte. Leipzig, Haupt & Hammon, Verlag.

Schluß des redaktionellen Teiles.

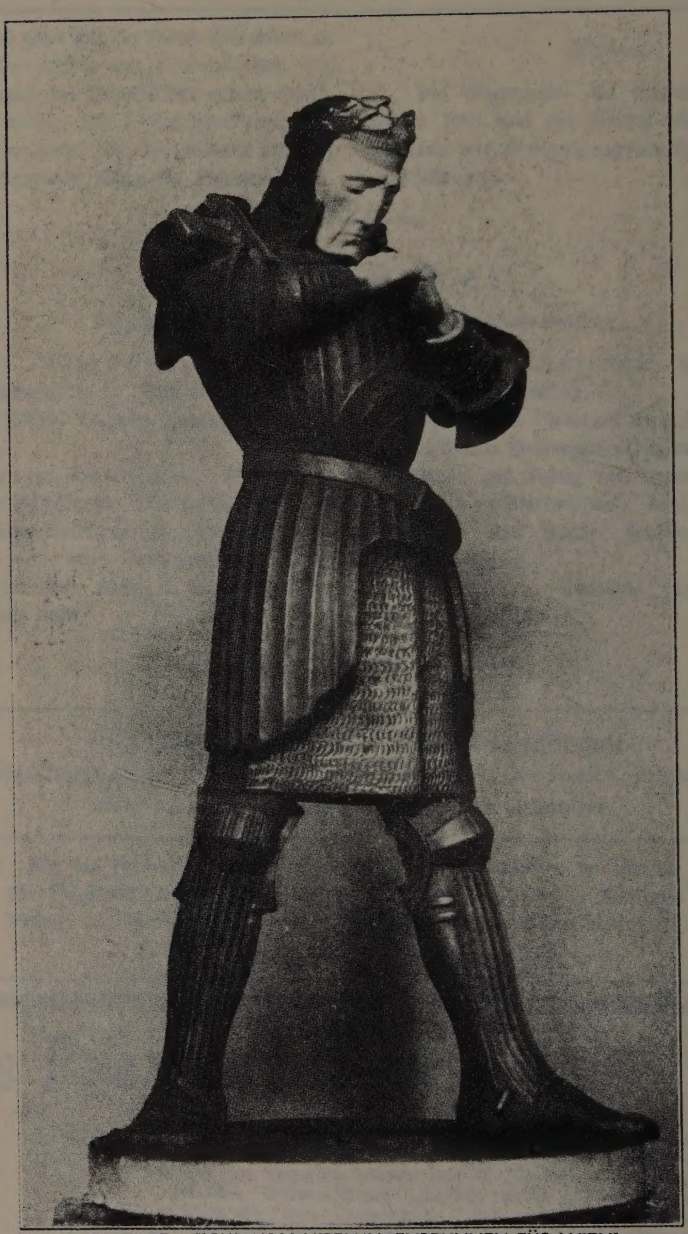
**Alle Manuskript- und Büchersendungen**
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

**Das Prinzip der Sparsamkeit**

sollte jedermann veranlassen, statt der teuren ausländischen Fabrikate die mindestens gleichwertigen **Salem Aleikum**-Cigaretten zu rauchen, deutsches Fabrikat und in Geschmack und Aroma unübertroffen. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inh. Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
3½ 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.



FRANZ METZNER / FIGUR VOM NIBELUNGENBRUNNEN FÜR WIEN]